D. August Gottlieb Richters

der Arzneygelahrheit öffentlichen ordentlichen Lehrers auf der Universität zu Göttingen, des Collegii chirurgici daselbst Präses, Mitglieds der Kön. Göttingischen und Kön. Schwedischen Akademien der Wissenschaften, wie auch der med. Societät zu Kopenhagen,

Chirurgische Bibliothek.

Des vierten Bandes zweytes Stück.

Göttingen

gedruckt und verlegt bey J. C. Dieterich, 1777.

Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
Wellcome Library

https://archive.org/details/s1id13294370

I.

De externis Aneurismatibus manu chirurgica methodice pertractandis, cum nonnullis circa Aneurismata interna, ac tribus aliis rarioribus chirurgicis Observationibus, atque Oesophagotomiae Operatione e Gallico sermone in latinum versa, omnia cum Tabulis archetypis. Opus CAROLI GUATTANI, Clementis XIV Pont. Max. secretioris Chirurgi, in Rom. S. Spiritus, Sanctique Gallicani Nosocomiis Primar. Chirurg. Prof. atque in iisdem Lithotomiae et Chirurg. operat. ac Anatomes Lectoris publici. Romae, 1772. apud Marcum Palearini. 4. 193 Seiten.

Herr **Guattani** ist ein sehr verdienter Wundarzt. Er ist, wie man aus dem Vorberichte ersiehet, ein Schüler grosser Meister, eines **Petit, Ledran, Winslow, Morand, La Faye** u. s. w: immer in Bekanntschaft und Verbindung mit den größten Aerzten und Wundärzten, und eine Zeitlang Feldwundarzt gewesen. Jezt ist er der oberste Wundarzt in einem grossen Hospitale zu Rom. Dieses sein Buch ist vortreflich, ganz praktisch, ganz brauchbar, leer von aller Kompilation und Stubengelehrsamkeit, voll von eigner Erfahrung und Beobachtung. Die Absicht des Hrn. G. geht einzig und allein dahin, die verschiednen Kurarten der verschiednen Pulsadergeschwülste in verschiednen Fällen genau zu bestimmen. Nichts behauptet er, was er nicht durch Wahrnehmungen beweiset; und keine Krankengeschichte erzählt er uns nacket, sondern immer in der Anwendung und mit ihren Folgerungen. Der Druck ist groß und schön; die Kupferstiche aber sind schlecht.

Von den Pulsadergeschwülsten in der Kniekehle. Sehr grosse Pulsadergeschwülste soll man nicht operiren; die Operation ist sehr schwer, und hat, wie ein hier erzählter Fall beweiset, gemeiniglich in wenig Tagen tödliche Folgen: die Absonderung des ungeheuren Sacks von den umliegenden

Thei-

Theilen ist schwer und langwierig; die zwey Stellen der Pulsader, an welche die Unterbindung angelegt wird, (die Rede ist hier von der wahren Pulsadergeschwulst) sind weit von einander entfernt, und müssen durch viele Einschnitte entblöst werden, die Wunde wird sehr groß, es gehen viel Nebenäste verlohren, und das Absterben des Gliedes ist sehr zu fürchten. Dazu kommt, daß die Pulsader in solchen Fällen gemeiniglich sehr tief liegt, folglich der Nerv und die Blutader nicht abgesondert werden können, und gemeiniglich mit unterbunden werden müssen.

Hr. G. giebt also den Rath, nur diejenigen Pulsadergeschwülste zu operiren, die nicht allzugroß sind; niemals, wenn es möglich ist, den Nerven und die Blutader, immer aber die Pulsader, nicht allein oberhalb, sondern auch unterhalb der Pulsadergeschwulst zu unterbinden. Von dem guten Erfolg bey Beobachtung dieser Regeln zeugt eine Wahrnehmung.

Was soll man nun aber im Falle einer sehr grossen Pulsadergeschwulst, die nicht operirt werden kann, thun? Soll man den Kranken seinem Schicksal überlassen? Oder soll man die Amputation verrichten?

Viermal hat Hr. G. den Schenkel, wegen einer Pulsadergeschwulst in der Kniekehle, amputirt, und immer erfolgte der Tod, obgleich die Leibesbeschaffenheit der Kranken gut war. Zwey von diesen Kranken bekamen den Kinnbackenkrampf; die zwey andern starben an einer oft wiederkehrenden Blutung. Er glaubt, daß der unglückliche Erfolg der Amputation in diesen Fällen vorzüglich drey Ursachen zuzuschreiben war. Die erste ist die venerische Seuche, von der der V. bey dreyen Kranken deutliche Spuhren wahrnahm, und die ihm überhaupt an der Entstehung der Pulsadergeschwülste sehr vielen Antheil zu haben scheint. Zweytens schiebt man die Amputation gemeiniglich so lange auf, bis der Kranke durch die heftigen Zufälle, die sich zulezt zu dieser Krankheit gesellen, Schlaflosigkeit, Schmerz, Fieber, u. s. w. entkräftet worden ist. Und endlich glaubt Hr. G. daß das Blut, theils durch die vielen Aderlässe, die der Schmerz, die Geschwulst und das Fieber erfordert, theils auch durch die Anhäufung des polypösen geronnenen Bluts in der Pulsadergeschwulst, seines partis fibrosae beraubt, und dadurch dünn und aufgelöst wird. Er erklärt daraus die öftern und tödlichen Blutungen, die er bey zweyen Kranken beobachtet hat.

Soll man also, da auch die Amputation in diesen Fällen nicht wohl statt findet, die ganze Sache

der

Natur überlassen? Von dieser kann man hier wohl wenig erwarten. Indessen erzählt Hr. G. drey Fälle, die einen glücklichen Ausgang hatten, ob man gleich nichts zur Heilung der Krankheit unternahm. Ein Mensch, der eine grosse Pulsadergeschwulst hatte, ward endlich der fruchtlosen Bemühungen ihn zu heilen überdrüssig, und entfernte sich aus dem Hospital. Nach einigen Jahren, als ihn Hr. G. wiedersahe, war die Pulsadergeschwulst von freyen Stücken verschwunden, denn man nahm äusserlich nicht die geringste Spuhr von einer geschehenen Operation wahr, und der Kranke versicherte, daß während der ganzen Zeit nichts geschehen wäre, wodurch die Heilung hätte veranlaßt werden können. (Es kommt nicht viel drauf an, ob diese Geschichte so ganz zuverlässig ist oder nicht, denn eine brauchbare Folgerung läßt sich nicht daraus ziehen, sonst könnte man wol allerhand Zweifel dagegen erregen).

Im andern Falle stieß der Wundarzt, der die Geschwulst für einen Abscеß hielt, die Lanzette in dieselbe. Er bemerkte seinen Irrthum sogleich, und stillte die Blutung durch einen starken Druck. Es entstand eine Eyterung, und während derselben verschwand die ganze Geschwulst.

Im dritten Falle brach die Geschwulst verschiednemal auf, gab viel Blut von sich, und schloß sich

wieder, und dadurch verminderte sie sich so sehr, daß sie dem Kranken weiter keine Beschwerde verursachte.

Jedoch alle diese Fälle beweisen weiter nichts: denn auf das Ohngefähr, das hier glücklich ausgefallen ist, wird sich niemand verlassen. Der V. verdient also für eine besondre Kurart, die er erfunden hat, und die vorzüglich da zu gebrauchen ist, wo die Operation nicht statt findet, grossen Dank. Diese Kurart besteht in einem allmälich vermehrten Druck auf die Pulsadergeschwulst, dessen vortrefliche Wirkung er durch verschiedne Beobachtungen beweiset.

(Alles was Hr. G. bisher, sowol in Absicht der Operation als Amputation gesagt hat, galt blos von wahren Pulsadergeschwülsten, kann auch blos auf solche gedeutet werden; denn alle oben angezeigte Schwierigkeiten, die die Operation vereiteln, fallen bey den falschen Pulsadergeschwülsten weg. Alles hingegen, was er von dieser seiner neuen Kurart sagt, beziehet sich blos auf falsche Pulsadergeschwülste: denn nur diese können durch seine Methode geheilt werden, und in allen den Fällen, die er als Beweise von der Wirksamkeit seiner Methode erzählt, ist die Rede auch offenbar nur von falschen

Puls-

Pulsadergeschwülsten. Hr. G. verursacht, deucht mir, dadurch, daß er nicht genug bestimmt, von welchen Pulsadergeschwülsten er spricht, oft Undeutlichkeit und Verwirrung. Er spricht bald von diesen bald von jenen, und zwar auf eine Art, als wenn der Unterschied zwischen beyden von keiner Bedeutung wäre).

Die erste Pulsadergeschwulst, die er durch seine Methode heilte, war sehr hart, grösser als ein Gänseey, und klopfte stark. Da der Kranke zugleich Fieber, Schmerzen und geschwollene Füsse hatte, ließ ihm der V. einigemal eine Ader öffnen, ihn einige Tage das Bett hüten, und eine strenge Diät beobachten. Als diese Zufälle dadurch gänzlich getilgt worden waren, legte er auf die Geschwulst Kompressen, und auf den Lauf der Pulsader überhalb derselben eine Longette, und umwickelte dies alles mit einer Binde, die er herauf bis in die Leistengegend führte. Anfangs zog er diese Binde nicht allzufest an; so oft er eine neue anlegte, dies geschah aber nicht, so lange die erste noch gut saß, vermehrte er den Druck. Der Verband ward oft mit Posca befeuchtet. Die Aderlässe wurden wiederhohlt, so oft der Fuß schmerzhaft wurde oder aufschwoll. Der Kranke mußte übrigens eine strenge Diät beobachten, und immer im Bette liegen. Bey

dieser Behandlung blieb die Geschwulst zwar immer hart, nahm aber täglich ab, und nach drey Monaten war sie gänzlich verschwunden. Es blieb nichts zurück, als eine kleine Härte, von der Grösse einer Bohne, die nicht die geringste Unbequemlichkeit verursachte. Der Mann verdiente nachher sein Brod durch schwere Arbeit, und die Geschwulst kam dennoch nicht wieder.

(Zur Heilung einer so grossen Pulsadergeschwulst auf solche Art, wird zweyerley nothwendig erfordert: erstlich, daß die Oeffnung in der Pulsader geschlossen wird; und dies thut vermutlich der Druck: zweytens, daß das verhärtete Blut im Sacke der Geschwulst aufgelöst, und zertheilt wird; und dies mag vielleicht der häufige Gebrauch der Posca bewirken, vielleicht trägt auch dazu der Druck etwas bey. Da die Härte und das Klopfen der Geschwulst bis ganz zulezt anhielt, kann man schliessen, daß in diesem Falle die Härte nur nach und nach zerschmolz, und die Oeffnung der Pulsader sich am Ende der Heilung erst schloß: daß aber dieses nicht immer solchergestalt geschieht, daß sich der Pulsschlag zuweilen gar bald verliehrt, daß die Geschwulst zuweilen erst ganz weich wird, ehe sie verschwindet, zeigen einige von den folgenden Wahrnehmungen, von welchen ich nur das hauptsächlichste auszeichnen will).

Im

Im zweyten Falle entstand die Geschwulst nach einer heftigen Anstrengung, während welcher der Kranke eine Art von Zerreissung in der Kniekehle verspürte. Die Geschwulst war noch grösser als im ersten Falle, aber nicht so hart, und klopfte sehr stark. Man verrichtete die Cur, wie im ersten Falle, und der Kranke ward gänzlich von der Geschwulst befreyet. Ein wenig hinkte er.

Im dritten Falle verschwand der Pulsschlag schon den funfzigsten Tag, und die Geschwulst ward ganz weich, ehe sie verschwand. Auch hier blieb eine Härte von der Grösse einer Kastanie, jedoch ohne alle Unbequemlichkeit, zurück.

Im vierten Falle verschwand die Härte und der Pulsschlag innerhalb vierzig Tagen, es blieb eine weiche schwappernde Geschwulst zurück, die unter fortgesezter Kompression gänzlich verschwand.

Im lezten Falle mißlung die Kur durch Schuld des Kranken.

(Severinus gedenkt dieser Kurart schon. Uns Deutschen ist sie nicht unbekannt. Die Einwickelungen des Hrn. Theden sind nicht wesentlich davon unterschieden, und verdienen, deucht mir, den Vorzug. Hr. G. umwickelt den Schenkel, vom Knie bis an den Unterleib. Man muß sich wundern,

daß

daß der Fuß, der nicht umwickelt ist, nicht aufschwillt; vermuthlich hindern es die öftern Aderlässe, und die anhaltende horizontale Lage im Bette. Hr. Th. hat dieser zwey Hülfsmittel nicht nöthig, weil er das ganze Glied, von den Fußzähen an bis zu dem Unterleibe, umwickelt. Auch ists die Frage: ob nicht das Thedensche Schußwasser wirksamer ist, als die Posca. Uebrigens versteht sichs, daß diese Kurart nur allein bey falschen Pulsadergeschwülsten, und zwar nur so lange, als noch kein Beinfraß zugegen ist, Statt findet).

Von den Pulsadergeschwülsten in der Leistengegend. Von diesen hat der Verf. keine einzige durch die Kompression gänzlich geheilt. Ein Anschein von Hoffnung war in einigen Fällen, er wurde aber immer durch etwas unterbrochen. Merkwürdig ist es, daß auch die mehresten Kranken, deren Geschichte der Verf. in diesem Abschnitte erzählt, venerisch waren, wodurch die oben angezeigte Vermuthung bestärket wird.

Im ersten Falle ward die Kur, als bereits die Geschwulst sich merklich vermindert hatte, durch den Kranken selbst unterbrochen. Nach einiger Zeit fieng sie wieder an zu wachsen, ein anderer Wundarzt verrichtete die Operation der Pulsadergeschwulst, und die Folge davon war der Tod den zweyten Tag

nach

nach der Operation. Der Anfang der Besserung in diesem Falle zeigt, daß man auch hier etwas von der Kompression erwarten kann; welches Mittel hier desto schätzbarer ist, weil die Operation hier gar nicht thunlich ist; denn man kann hier kein Tourniket anlegen, und die Pulsader liegt hier so tief, daß man, um sie zu entblössen, fast bis in die Bauchhöhle dringen muß.

Einmal gelang es dem Verf., eine solche Geschwulst auf eine besondere Art zu heilen. Da sie ganz weich und unschmerzhaft war, da man in derselben keinen Pulsschlag, wohl aber ein deutliches Schwappern, und zwar ganz nahe unter der Haut bemerkte, hielt man die Geschwulst für einen Abscess, und öffnete sie; jedoch nicht ohne Furcht. Es spritzte sogleich Blut hervor, und man sahe, daß man eine Pulsadergeschwulst geöffnet hatte. Man ließ alles ausgetretene Blut ausfliessen, dessen eine ungeheure Menge war, denn das ganze Zellengewebe, von der Schaam bis zum obern Rande des Hüftknochens, war damit angefüllt. Darauf legte man eine starke Kompression an, die das Bluten stillte. Als den dreyzehnten Tag der erste Verband abgenommen und ein neuer angelegt wurde, zeigte sich weiter kein Blut; es erfolgte eine gute Eyterung, und nach einiger Zeit die völlige Heilung.

Eine

Eine ansehnliche Pulsadergeschwulst im Weichen, die zum Theil unter dem Fallopischen Bande lag, sehr hart war, und stark klopfte, ward durch die Kompression innerhalb wenig Tagen merklich vermindert, aber nachher entstand ein heftiger Schmerz in der Geschwulst, welcher den Verf. nöthigte, den Verband abzunehmen, und die Geschwulst sich selbst zu überlassen. Diese ward nunmehr nach und nach so groß, daß sie endlich bis an die kurzen Rippen und an die Mitte des Schenkels reichte, und den Tod verursachte. Man fand bey der Zergliederung eine ungeheure Menge ausgetretenes Blut, die Iliaca unter dem Falloppischen Bande zerrissen, und den Knochen cariös.

(Die Ursachen, warum in diesem Falle die Kurart des Verf. nicht gelingen konnte, sind offenbar; der Beinfraß, sagt der Verf. ließ keine Heilung hoffen, und die Pulsader war auf der Seite zerrissen, die auf dem Knochen liegt, weswegen der äussere Druck die Oeffnung nicht schliessen konnte, und das Blut also fortfuhr, aus der Pulsader ins Zellengewebe zu dringen. Der Beinfraß ist ohne Widerrede ein unüberwindliches Hinderniß der Kur; ob aber ein äusserlicher Druck nie die Oeffnung der Pulsader schliessen kann, wenn sie auf der Seite nach dem Knochen hin ist, lasse ich dahin gestellet

seyn.

seyn. Ich glaube, daß die Kurart des Verf. nie etwas vermag, wenn die Kompression nicht auf den ganzen Umfang der Geschwulst gleich stark wirken kann. Ein Theil der Geschwulst lag hier unter dem Poupartschen Bande, und auf diesen vermochte der äussere Druck nichts. Der Verband konnte also unmöglich etwas anders thun, als den äussern Theil der Geschwulst vermindern, und den innern vermehren).

Von den Pulsadergeschwülsten am obern Theile der Wade. Nie ist es dem Verf. gelungen, diese durch seine Kompression zu heilen. (Es kann auch wohl nicht anders seyn: die zerrissene Pulsader ist hier gemeiniglich mit vielem Fleische bedeckt, und liegt nicht so, daß sie durch den Verband stark genug gegen den Knochen gedruckt werden kann). Einmal konnte der Kranke wegen heftigen Schmerzens den Verband nicht ertragen.

Eine Pulsadergeschwulst in der flachen Hand, ohne Klopfen, öffnete man aus Versehen. Man stillte sogleich die Blutung durch einen Druck, und der Kranke ward auf diese Art von der Geschwulst gründlich befreyet. (Ich glaube, dergleichen Geschwülste, die so flach liegen, und von so kleinen Pulsadern entspringen, klopfen selten merklich, können leicht erkannt werden, und werden vielleicht

leicht auf die einfachste und leichteste Art geheilt, wenn man sie aufschneidet, und die Pulsader tamponirt).

Eine seltene Geschichte von einer ungeheuern innerlichen Pulsadergeschwulst. Ein Mensch, der von Räubern an einen Baum gebunden worden war, strengte sechs Stunden lang alle Kräfte an, sich los zu arbeiten, bis ihm endlich Jemand zu Hülfe kam. Seit dieser Zeit war er immer kränklich, und ward endlich so schwach, daß er sich ins Hofspital begeben mußte. Sein Othem war äusserst beklommen, am linken Arme mangelte der Pulsschlag, und über dem Schlüsselbeine war eine klopfende Geschwulst. Nach einigen Tagen starb er an einer Erstickung. Man fand eine Pulsadergeschwulst, die nicht allein die grosse Krümmung der Aorta, sondern auch die linke Subclavia einnahm. Die eyförmige Oeffnung im Herzen war offen, und das linke Schlüsselbein ganz krumm gebogen. Eine Kupfertafel giebt mehr Erläuterung.

Von einer widernatürlichen Erweiterung des Herzens. Lesenswürdig.

In dem Leichname eines Mannes, der bey Lebzeiten immer ganz steif einher gieng, und den Körper nicht beugen konnte, übrigens aber ziemlich

lich wohl war, fand man die Aorta von ihrem Ursprunge bis herunter in die Beckengegend ganz knöchern.

Ein Mensch bekam nahe am Rückgrade, in der Gegend der Lendenwirbelbeine eine Stichwunde, die nicht tief einzudringen schien, und in kurzer Zeit geheilt wurde. Es blieb aber in der Gegend der Wunde ein Schmerz zurück, der acht Jahre lang abwechselnd erträglich und heftig war, bis endlich der Kranke plötzlich starb. Man fand in der Gegend der alten Wunde eine Pulsadergeschwulst der Aorta, und eine kleine Oeffnung in dieser Pulsader, die vermuthlich der Degen gemacht hatte. (Es ist zu bewundern, daß diese Verletzung erst nach 8 Jahren tödlich wurde).

Von einer ausserordentlichen Geburt. Die Frau starb an einer Blutung aus der Gebährmutter während der Geburt. Die Nachgeburt lag auf dem Muttermunde. Hr. G. glaubt, daß die heftige Bewegung der Schwangern beym Tanz Schuld an dieser widernatürlichen Lage des geschwängerten Eyes gewesen seyn könne.

Von einer besondern Bauchwassersucht. Die Geschwulst, deren Veranlassung unbekannt

war, zeigte sich zuerst in der rechten Leistengegend, breitete sich aber endlich über den ganzen Umfang des Unterleibes aus. Die Eingeweide schienen ohne Fehler zu seyn, denn die Kranke hatte eine gute Gesichtsfarbe, guten Appetit, und verdauete und schlief gut. Auch fehlten die wesentlichen Zeichen der wahren Bauchwassersucht, denn man fühlte kein Schwappern, der Urin gieng häufig ab, und der Durst war natürlich. Endlich da die Geschwulst sehr zunahm, der Othem sehr beklommen wurde, auch eine undeutliche Schwappung bemerkt wurde, entschloß man sich zum Gebrauche des Troikarts. Es flossen 30 Pfund von einer öhlichten Feuchtigkeit aus, und die Kranke befand sich vortrefflich. Man wiederholte, so oft die Geschwulst von neuem stark wurde, die Operation noch einigemal mit gutem Nutzen, endlich aber verfiel die Kranke in eine Abzehrung, bekam ein Fieber, und starb. Die Leichenöffnung ward nicht verstattet. Hr. G. glaubt, daß es eine Sackgeschwulst im Bauchfelle gewesen ist, und hält die Feuchtigkeit für geschmolzenes Fett.

Von einer besondern Geschwulst des Unterleibes. Die Geschwulst war in der Gegend der Leber, umgränzt, gespannt, ohne Schmerz und Unbequemlichkeit, von natürlicher Farbe, mit einem undeutlichen Schwappern, und breitete sich innerhalb

halb neun Monaten bis zum Nabel aus. Endlich ward das Schwappern in derselben deutlicher, und einst des Nachts bey einem heftigen Anfall von Husten brach sie auf, und mehr als 300 Wasserblasen (hydatides) drangen aus derselben hervor. Eine Sonde, die durch die Oeffnung eingebracht wurde, stieß auf die hohle Fläche der Leber. Der Kranke befand sich dabey vortreflich. Die Oeffnung verwandelte sich in eine Fistel, die sechs Jahre lang nicht die geringste Beschwerde veranlaßte, und endlich heilte. Der Kranke befand sich nachher vollkommen wohl.

Von der Eröffnung der Speiseröhre, (oesophagotomia). Diese Operation ist bekanntlich in dem Falle, wo ein fremder Körper in der Speiseröhre steckt, der weder ausgezogen noch niedergestossen werden kann, das einzige übrige Rettungsmittel, welches bereits Herr Hevin in den Memoires de l'Academie de Chirurgie de Paris vorgeschlagen hat. Die Absicht des Hrn. G. ist hier einzig und allein, die Stelle des Einschnitts, und die Art, denselben zu verrichten, genau zu bestimmen.

Auch Hr. G. versichert nach sehr vielen Leichenöffnungen, daß die Speiseröhre nicht gerade hinter,

sondern ein wenig zur linken Seite der Luftröhre liegt. Eine Kastanie, die in der Speiseröhre stecken blieb, verursachte, ausser den gewöhnlichen Zufällen, einen Kinnbackenkrampf, und endlich den Tod. Man fand die Speiseröhre fest um die Kastanie zusammengezogen, entzündet, und an einer Stelle brandig.

(Dieser Fall, deucht mir, ist sehr sonderbar und unterrichtend. Weder die Grösse, noch die Gestalt hinderte die Kastanie, durch die Speiseröhre in den Magen zu gelangen. Die einzige wahrscheinliche Ursache, die ihren Durchgang hinderte, und sie aufhielt, war der Krampf in der Speiseröhre, die sich fest um dieselbe zusammenschnürte. Eben dieser Krampf muß nothwendig den glücklichen Erfolg der gewöhnlichen Behandlung in diesem Falle hindern; denn wie ist es möglich, den Körper, der durch die krampfhafte Zusammenschnürung fest gehalten wird, heraus zu ziehen, oder nieder zu stossen. Und daraus, glaube ich, kann man nun folgende Schlüsse ziehen. Die Absicht, den fremden Körper auszuziehen oder nieder zu stossen, ist nicht die einzige, die der Wundarzt in einem solchen Falle immer haben mus; zuweilen kommt es mehr darauf an, durch äusserliche und innerliche krampfstillende Mittel den fremden Körper zu befreyen, oder die

die Kraft zu schwächen, die ihn fest hält. Zuweilen sind die Instrumente vielleicht gar nicht einmal nöthig, so bald der Krampf gehoben ist, wenigstens können sie nichts nutzen, wenn nicht vorher der Krampf gehoben wird. Ich brauche nicht zu erinnern, daß dies alles nur von gewissen Fällen gelten kann).

Der V. verrichtet die Operation auf folgende Art. Der Kranke sizt auf einem Stuhle; sein Kopf wird von einem Gehülfen ein wenig zurück gezogen und fest gehalten. Man hebt die Haut in eine Queerfalte in die Höhe, und durchschneidet sie, so daß der Schnitt vom Anfange der Luftröhre bis ans Brustbein reicht. Darauf ziehet man die Ränder der Wunde mit stumpfen Haken aus einander, sondert die Muskeln und das Zellengewebe ab, und entblöst die Speiseröhre. Den Nervus recurrens muß man vorzüglich meiden, und allenfals, wenn es nöthig ist, mit dem Haken zur Seite ziehen. Auch die Luftröhre kann man ein wenig zur Seite drucken, um die Speiseröhre hinlänglich zu entblösen. Die Speiseröhre muß so nahe als möglich an der Luftröhre geöffnet werden. Zuweilen ist die glandula thyroidea aufgeschwollen, und bedeckt einen Theil der Speiseröhre. Auch diese kann man absondern und zur Seite drucken. Den fremden Körper kann man durch eine krumme Zange ausziehen.

Der V. hat die Operation an verschiednen Thieren gemacht, und immer ist die Wunde leicht und glücklich geheilt. Gemeiniglich haben sie schon den fünften Tag nach der Operation wieder Brey genieſsen können. Er legt auf beyde Seiten der Wunde eine dicke Longette, und zieht sie mit der vereinigenden Binde zusammen. Uebrigens muß die Operation gemacht werden, ehe die Entzündung überhand nimmt.

Von den Pulsadergeschwülsten in der Beugung des Vorderarms. Eine Geschwulst von dieser Art, die nach einem Aderlasse langsam und unvermerkt entstanden, und so groß als ein Hühnerey war, operirte der V. auf folgende Art. Er öffnete die Haut, sonderte die Geschwulst von allen anliegenden Theilen ab, unterband die Pulsader oberhalb und unterhalb derselben, öffnete darauf die Geschwulst, und leerte das geronnene Blut aus.

(Ich begreife nicht, warum der V. diese Operationsart erwählte. Die Pulsadergeschwulst war ohne Zweifel eine falsche; denn sie entstand nach einem Aderlasse: am beßten wäre also der Sack sogleich aufgeschnitten, das geronnene Blut ausgeleert, und die Pulsader nahe unter und über der widernatürlichen Oeffnung unterbunden worden.

Die

Die Operationsart des V. hatte viele Unbequemlichkeiten. Die Absonderung der ganzen Geschwulst von allen anliegenden Theilen war langweilig, schmerzhaft, verursachte eine grosse Wunde, und nothwendig eine starke Entzündung. Da die Pulsader ausserhalb dem Sacke unterbunden wurde, waren beyde Ligaturen weit von einander entfernt, und alle zwischen beyden befindliche Nebenäste wurden unbrauchbar. Auch der Verband des V. gefällt mir nicht. Er legte auf den Lauf der Pulsader von der Achsel bis an die Beugung des Vorderarms eine Longette, und umwickelte den ganzen Oberarm mit einer Binde. Diese Binde muß nothwendig die Blutadern drucken, den Rücklauf des Blutes hindern, die Geschwulst des Vorderarms vermehren, die Bewegung der Säfte in denselben hemmen, die doch der Wundarzt auf alle mögliche Art befördern und unterhalten sollte. Wahrscheinlicherweise um dieses zu verhindern, umwickelte er auch den Vorderarm. Den Druck der Longette auf die Pulsader konnte der V. vielleicht aus zweyerley Ursachen für nöthig halten. Erstlich um den Einfluß des Blutes in die unterbundene Pulsader zu schwächen, und dadurch einer neuen Blutung vorzubeugen. Gesezt aber, daß diese wirklich so sehr zu fürchten wäre, wie sie es in der That doch nicht ist, so würde das Petitsche Tourniket dennoch in aller Absicht der Binde

und Longette vorzuziehen seyn. Der V. hat noch einen andern Grund, der ihm eigen, und so viel ich weiß, ganz neu ist. Er fürchtet nämlich, und sucht weiter unten es durch eine Wahrnehmung zu beweisen, daß, nachdem der Hauptstamm der Pulsader unterbunden ist, das Blut mit einer solchen Gewalt in die Nebenäste dringt, daß es sie wohl gar zerreißt. Ich bin überzeugt, daß dies so leicht nicht zu fürchten ist, denn wie oft wird der Durchgang des Blutes durch eine Hauptpulsader gehemmt, ohne daß eine Zerreissung der Nebenäste beobachtet wird. Aber gesezt eine solche Zerreissung wäre zu fürchten, so würde doch das Petitsche Tourniket ein weit bequemeres und schicklicheres Mittel seyn, sie zu verhüten, als die Binde und Longette. Die Geschichte der Heilung dieses Kranken beweist zum Theil das, was ich gesagt habe).

Der Kranke brachte die erste Nacht schlaflos und unter heftigen Schmerzen zu, die, ob man gleich dreymal eine Ader öffnete, dennoch nicht eher nachliessen, als bis man die Binden abnahm. Die völlige Heilung erfolgte innerhalb 33 Tagen. Der Arm erhielt seine völlige Kraft und Bewegung wieder, ob man gleich fast gar keinen Pulsschlag in der Handwurzel fühlte. Sonderbar war es, daß gleich nach der Operation weder die Wärme, noch die

Em-

Empfindung des Arms im geringsten abnahm. Auf einer Kupfertafel ist der Lauf der Pulsader und ihrer Anastomosen abgebildet.

Das Blut springt zuweilen mit Absätzen aus der Oeffnung der Ader am Arme, obgleich die Pulsader nicht geöffnet ist: die unmittelbar unter der Blutader liegende Pulsader theilt durch ihre Schläge dem ausfliessenden Blute diese Bewegung mit.

Die Oeffnung in der Pulsader, die durchs Aderlaßeissen unvorsichtigerweise gemacht wird, ist in Absicht auf die Richtung der Pulsader entweder transversell, schief, oder länglich. Daß der auf die geöffnete Pulsader gelegte Verband zuweilen die Pulsader schließt, und ihre Heilung bewirket, zuweilen aber nicht, ob er gleich eben so zeitig, und eben so genau angelegt ist, kommt daher, daß man nicht auf die Richtung der Oeffnung in der Pulsader die nöthige Aufmerksamkeit hat. Um die Ränder der Wunde in der Pulsader an einander zu bringen, und zu vereinigen, wird nothwendig erfordert, daß der Arm während der ganzen Kur gebogen bleibt, wenn die Wunde transversell ist, hingegen stark ausgestreckt wird, wenn die Wunde länglich oder schief ist. Gemeiniglich hält man den Arm während der ganzen Kur gebogen; transver-

felle Oeffnungen der Pulsader heilen daher weit öfter als längliche.

(Diese Bemerkung des V. hat zwar etwas auffallendes, ist demungeachtet aber höchst wahrscheinlicherweise ungegründet. Es ist sehr zu vermuthen, daß in diesen Fällen, durch den äusserlich angelegten Druck, nicht sowohl die Wunde der Pulsader vereiniget, sondern der ganze Theil der Pulsader, den der äussere Druck berührt, geschlossen, zusammengedruckt und obliterirt wird; und wenn dies wahr ist, so ist es gleichviel, der Arm mag gestreckt oder gebogen, die Wunde schief oder gerade seyn. Man füge hinzu, daß die tägliche Erfahrung gegen den V. ist. Die meisten Pulsaderwunden dieser Art sind länglich, die meisten werden glücklich geheilt, wenn der Verband bey Zeiten, und auf die gehörige Art angelegt wird, und gemeiniglich erhält man den Arm während der Kur gebogen).

Ein italiänischer Wundarzt, Hr. Gengha, hat ein Mittel erfunden, das dergleichen Wunden der Pulsader zuverlässig heilt, und alle üble Folgen derselben aufs gewisseste verhütet; ein Mittel, das nach einem unglücklichen Aderlasse sogleich gebraucht, alle Gefahr, und alles was übles zu fürchten ist, ganz unzweifelhaft hebt; und dies Mittel ist die Ein-

wi-

wickelung des ganzen Arms, genau so, wie sie Hr. Theden empfiehlt und verrichtet. Er umwickelt die Finger, die Hand, den Arm bis in die Achselgrube mit einer Binde, und legt auf die Oeffnung der Pulsader eine graduirte Kompresse, auf die Pulsader am Oberarm aber eine Longette, befeuchtet den Verband oft mit Posca, und nimmt ihn nicht vor dem dreyzehnten Tage ab. Auch dies Mittel ist also für uns nicht neu.

Zweymal glaubt der V. den sogenannten varix aneurismaticus des Hrn. Hunters beobachtet zu haben; ich finde aber in der Erzählung nicht Beweise genung, daß ich nicht dran zweifeln sollte.

Von einer besondern Pulsadergeschwulst am Schenkel. Während einer starken Anstrengung empfand der Kranke plötzlich einen heftigen Schmerz in der Leistengegend, der zwar durch verschiedene Mittel gelindert wurde, den folgenden Winter aber heftiger zurück kehrte. Der Kranke war in seiner Jugend oft venerisch gewesen, und hatte seit einigen Jahren podagrische Anfälle gehabt. Endlich zeigte sich in der Mitte des Schenkels eine umgränzte, ungleiche, klopfende Härte, und der Schmerz ward äusserst heftig. Einsmals hörte man dreymal ein besondres Geräusch im Schenkel, und bald nach-

nachher schwoll der Schenkel und Fuß ungeheuer auf. Es entstand ein Fieber mit Raserey en, und der Kranke starb unter Convulsionen.

Man fand in der Mitte der Schenkelpulsader eine wahre Pulsadergeschwulst, die so sehr mit geronnenem Blute angefüllt war, daß der Durchgang des Blutes durch dieselbe gänzlich gehemmet war. Einige queer Finger über dieser Geschwulst war die Pulsader zerrissen. Diese Zerreissung verursachte vermutlich das eben angezeigte Geräusch; das durch dieselbe austretende Blut war die Ursache der plötzlichen Geschwulst des ganzen Schenkels; und die Ursache der Zerreissung war vermutlich der verhinderte Durchlauf des Blutes durch den Sack der wahren Pulsadergeschwulst. Dies ist der Fall, der dem V. Gelegenheit gab, bey der Operation der falschen Pulsadergeschwulst nach der Unterbindung der Pulsader den Einfluß des Blutes durch eine Longette und Binde zu schwächen, um die Zerreissung der Nebenäste zu verhüten, die nicht unmöglich ist, da hier aus derselben Ursache der Hauptstamm der Pulsader zerriß.

Man fand überdies noch in dem Leichname dieses Menschen, das eyförmige Loch im Herzen offen, die Rippenknorpel knöchern, und hier und da Brandflecken an der Leber.

II.

II.

Societatis Medicae Havnienſis Collectanea. Cum Figuris aeri inciſis. Volumen II. Havniae, impenſis Pelt. 1775. 8. 334 Seiten.

Dieſer Band enthält nicht ſo viel chirurgiſche Wahrnehmungen als der erſte.

Ein Mann, der ſeit einiger Zeit einen flechtenartigen Ausſchlag am Geſichte und Halſe hatte, der mancherley Mitteln, und ſelbſt dem Sublimate widerſtand, bekam unvermuthet einen ſtarken Appetit nach ſauern Aepfeln. Er aß ſie des Morgens nüchtern und zu andern Tageszeiten in großer Menge, und nach 3 Wochen war der Ausſchlag verſchwunden. Der Appetit nach ſauern Aepfeln verlohr ſich hierauf auch. Hr. Meza glaubt, daß dieſen Ausſchlag gallichte Unreinigkeiten verurſacht haben, und daß dieſe durch die ſauern Aepfel gedämpft und verbeſſert worden ſind.

Saxtorph von einer ſchweren Geburt. Als der Kopf geboren war, folgte der Körper nicht.

Um-

Umsonst bemühete man sich, ihn hervor zu ziehen, ob man gleich viel Gewalt anwendete. Endlich als man die Hand einbrachte, fand man einen grossen Sack voll Wasser zwischen den Füssen des Kindes, der bey einer etwas starken Berührung entzwey sprang; worauf der Körper des Kindes sogleich erfolgte. Der Sack ward durch die äussere Haut gebildet, und enthielt noch einige Wasserblasen.

Ein großer Bruch an eben dieser Stelle erschwerte in einem andern Falle die Geburt ganz und gar nicht.

In einem alten Manne fand man einen seltnen häutigen Staar. Die vordere Haut der Kapsel war durchsichtig, die hintere aber verdunkelt, und hing fest an der Haut der gläsernen Feuchtigkeit an. Auch war sie an einigen Stellen knöchern.

H. Callisen von einer Wassersucht des Eyerstocks. Die Frau starb, nachdem man verschiedne mal mit ziemlich gutem Erfolge eine große Menge Wasser abgezapft hatte. Man hatte die Krankheit verkannt, und für eine Bauchwassersucht gehalten. Auch war in diesem Falle die Diagnosis derselben sehr schwer; denn sie entstand sehr geschwind, die Geschwulst nahm in kurzer Zeit den ganzen Unterleib

leib ein, die Füsse waren geschwollen, der Urin ging sparsam ab, und die monatliche Reinigung war ungestöhrt. Man fand den rechten Eyerstock in einen großen Sack ausgedehnt, der nirgends anhing, und 20 Pfund Eyter enthielt. H. C. glaubt, daß man diese Krankheit nur im Anfange erkennen kann, wann die Geschwulst noch im Becken, und umgränzt ist, und nach und nach in die Höhe steigt, und den ganzen Unterleib einnimmt.

H. Saxtorph von der schiefen Lage der Gebärmutter. Viele glauben fälschlich, daß in dem Falle, wo man sagt, die Gebärmutter liege schief, der Boden derselben sich blos zur einen oder andern Seite neigt, und daß also der Fehler einzig und allein darinnen besteht, daß die länglichte Achse der Gebärmutter von der länglichen Achse des Beckens abweicht. Aber die Obliquität der Gebärmutter ändert nicht allein die natürliche Lage, sondern auch die Gestalt der Gebärmutter; diese wird allezeit zugleich gekrümmt, und nimmt die Gestalt einer Retorte an.

Die Ursachen dieser Obliquität sind verschieden. Wenn die Nachgeburt nicht am Boden, sondern an irgend einer Stelle zur Seite der Gebärmutter befestigt ist, entsteht sie vorzüglich. Der Theil der

Ge-

Gebärmutter, an welchem die Nachgeburt befeſtigt iſt, wird nicht ſo ſtark ausgedehnt, als die andern Theile derſelben; die Gebärmutter wird alſo auf einer Seite kürzer als auf der andern, und krümmt ſich folglich nothwendig. Auf dieſe Art entſteht die ſogenannte Obliquität der Gebärmutter am öfterſten.

Einmal fand der V. in einem jungfräulichen Leichname die Gebärmutter gekrümmt. So kann alſo auch die Urſache der Obliquität zuweilen ein Fehler der erſten Bildung ſeyn.

In dem Körper einer Frau, die bey ihrer Entbindung eine Obliquität der Gebärmutter gehabt hatte, und einige Tage nachher ſtarb, fand man an der Seite der Gebärmutter ein Fleiſchgewächs, welches offenbar die Urſache der Obliquität geweſen war.

Dieſe Obliquität, ſie entſtehe, woher ſie wolle, hat immer ſowol bey der Schwangerſchaft als bey der Geburt üble Folgen. Sie iſt allezeit mit einer ſchiefen Lage des Kindes verbunden. Bey der Geburt wird der Kopf des Kindes von der ſchiefliegenden Gebärmutter immer ſchief ins Becken gedruckt, ſo daß der Kopf des Kindes nach dem verſchiednen

Grade

Grade der Obliquität der Gebährmutter immer mehr oder weniger auf dem Beckenrande aufsteht.

Umsonst bemühet man sich in diesen Fällen, die Obliquität der Gebährmutter durch die Lage der Gebährenden und einen äussern Druck, die Lage des Kindes aber durch die Finger oder den Roonhuysischen Hebel zu verbessern. Man kann zwar durch einen äussern Druck den Gebährmuttergrund nach der andern Seite hindrucken, aber dadurch wird die Gebährmutter nicht gerade, sie bleibt immer krumm, folglich fahren die Wehen immer fort, schief und ungleich zu wirken, und dem Uebel ist also nicht abgeholfen. Die Finger und der Roonhuysische Hebel verbessern die Lage des Kopfs nicht ohne grosse Schwierigkeit von Seiten des Geburtshelfers, und nicht ohne grosse Schmerzen von Seiten der Gebährenden: und wenn sie ja die Lage des Kopfs ändern, ändern sie doch nicht die Lage des Körpers, und folglich wirken die Wehen durchs Rückgrad immer schief auf den Kopf und Muttermund. Diese Handgriffe, die die Mutter quälen, und den Geburtshelfer ermüden, verwirft also der Verf. gänzlich. Die Wendung, und wenn die bequeme Zeit dazu verflossen ist, die Zange, hilft immer, leicht und geschwind.

Der einzige Fall, wo man die fehlerhafte Lage des Kindes mit den Fingern oder dem Roonhuysischen Hebel bessern kann, ist, wenn die Gebährmutter ihre gehörige Lage hat, der Kopf des Kindes aber ein wenig nach der einen oder der andern Seite hinliegt. Doch in diesem Falle gelingt der Handgriff nur alsdann, wenn das Becken die gehörige Weite hat, der Kopf des Kindes nicht zu groß ist, das Wasser noch nicht gesprungen, der Muttermund geöffnet, und der Kopf des Kindes noch beweglich ist; denn nicht ein Paar Finger, sondern die ganze Hand muß eingebracht werden. Daß unter diesen Umständen der Handgriff mit glücklichem Erfolge unternommen werden kann, beweiset der Verf. durch drey Wahrnehmungen.

Hr. Tode von einer fehlerhaften Pupille. Sie war länglicht, und nicht in der Mitte, sondern in der untern Hälfte der Regenbogenhaut. Der Kranke sahe gut, jedoch niedrige Gegenstände besser als erhabene. Der Fehler war angebohren.

Nach einem bösartigen Fieber entstand an der rechten Seite der Brust unter dem Schlüsselbein eine Geschwulst, wozu sich den folgenden Tag Schmerzen, Fieber, und ein schwerer Othem gesellete. Man öffnete eine Ader, und verordnete küh-

len-

lende Mittel, aber es erfolgte keine Veränderung; die Geschwulst nahm nicht zu, und es zeigte sich kein Schwappern in derselben. Den dreyzehnten Tag verschwand plötzlich der Schmerz, der Othem ward sehr schwer, der Puls schwach und geschwind, und der Kranke starb. Man fand unter der ersten Ribbe ein Eitergeschwür, das sich in die Brusthöhle geöffnet hatte. Das Eiter hatte ein Paar Ribben und den rechten Lungenflügel angefressen. So unsicher ist es also, die Eröffnung solcher metastatischer Geschwülste, die nahe an einer grossen Höhle des Körpers liegen, zu verschieben, bis man ein Schwappern fühlt; so nöthig ist es, dieselben durch reizende Mittel nach aussen zu ziehen.

Hr. Callisen von der Erzeugung des Callus bey Knochenbrüchen. Wenn der zerbrochene Knochen sehr genau reponirt, und beständig in dieser guten Lage erhalten wird, wächst er so genau zusammen, daß oft der Zergliederer nicht eine Spur vom Callus entdecken kann. Wenn aber die Enden des zerbrochenen Knochens sich unordentlich berühren, oder einander gar zur Seite liegen, oder von einander entfernt sind, ist der Callus allezeit häufig, und die Heilung langsam. Der Callus schwitzt, nach der Meynung des V., aus den Knochenenden, und die Gefässe der organischen

Knochensubstanz verlängern sich aus beiden Enden, bis sie sich einander berühren.

Die Menge des Callus ist also immer verhältnißmässig mit der Entfernung der Knochenenden von einander. Die Binde kann die allzustarke Anhäufung und Unförmlichkeit des Callus nicht verhüten. (Diese wichtigen praktischen Lehrsätze sind in Hrn. **Potts** Bemerkungen über die Beinbrüche weitläuftiger bewiesen und erörtert).

Die Heilung des zerbrochnen Knochen hindert alles das, was die Vereinigung des aus den beyden Knochenenden ausschwitzenden Knochensafts hindert; und dies ist entweder die üble Lage der Knochenenden, oder eine widernatürliche Haut zwischen beyden. Die üble Lage des Knochen entdeckt man leicht durchs Gefühl; die Haut aber entdecket das Geräusch, welches entsteht, wenn man die zwey Knochen gegen einander bewegt, und welches in diesem Falle weit dumpfiger ist, als gewöhnlich.

Alle Knochenbrüche heilt die Natur durch Callus wieder zusammen, nur die Brüche der Kniescheibe nicht. Die zerbrochenen Stücken derselben heilen, so genau man sie auch an einander legt, nie zusammen, immer bleibt ein Zwischenraum

zwi-

zwischen ihnen, den eine weisse, schwammichte, fettartige Materie anfüllt. Die Befestigung der zerbrochnen Stücke hängt blos von der aponeurotischen Haut ab, die sie bedeckt. Hr. C. hat dergleichen Kniescheibenbrüche in Lebendigen und Todten untersucht; in diesen hat er nie eine Spur von Callus, und in jenen immer eine Beweglichkeit der zerbrochnen Stücke bemerkt.

Hr. Saxtorph. Von der Lage des Kopfs des Kindes bey der Geburt urtheilt man vorzüglich durch die Suturen und Fontanellen, und wenn man diese nicht fühlen kann, ist es oft sehr schwer, die Lage des Kopfs zu bestimmen. Die Suturen und Fontanellen zu fühlen, hindert mancherley: die Geschwulst der Bedeckungen des Kopfs, daher man sich von der Lage des Kopfs durchs Gefühl bey Zeiten unterrichten muß: die allzugrosse Menge Wassers; die zu hohe Lage des Muttermunds; die widernatürliche Lage des Kopfs. Dies sind gewöhnliche Hindernisse: Hr. S. hat aber auch verschiedene seltene beobachtet. Bey drey Kindern fehlte gänzlich ein grosser Theil der beweglichen Hirnschaalknochen; das Gehirn war statt des Stirn- Seiten- und Hinterhauptbeins mit einer Haut bedeckt. Eine Kupfertafel giebt mehr Erläuterung von diesen Fällen. In einem andern Kinde waren die Suturen und Fonta-

nellen verwachsen. Auch dieser Kopf ist auf einer Kupfertafel zu sehen. Einmal war ein grosser Knochenmangel vom Stirn- bis ans Hinterhauptsbein, und ein andermal ein Fleischgewächs, die Hinderniß, die Lage des Kopfs zu beurtheilen.

Helm von einer Zerreissung der Gebährmutter. Die Frau hatte vorher schon einmal abortirt. Im letzten Monate ihrer Schwangerschaft fühlte sie keine Bewegung mehr, dahingegen beklagte sie sich über einen sehr heftigen Schmerz in der Gegend der Schaambeine. Bey der Geburt sprangen die Wasser sehr zeitig, der Kopf stand auf den Schaambeinen, und die Gebärmutter stand ein wenig schief; ihr Boden hing nach der rechten Seite. Bey anhaltenden Wehen verließ endlich der Kopf die Schaambeine, und stieg herunter ins Becken; bald darauf aber floß eine dunkelgrüne stinkende Materie aus der Mutterscheide, und die Kranke übergab sich oft. Als der Kopf bereits ziemlich tief im Becken stand, fühlte sie während einer heftigen Wehe unvermuthet eine plötzliche Erschütterung, und, wie sie sich ausdruckte, eine grosse Veränderung in ihrem Leibe, worauf sogleich die Wehen verschwanden, und eine röthliche Feuchtigkeit aus der Mutterscheide floß. Als man zufühlte, fand man anstatt des Kopfs, der bisher vorgelegen hatte, den Arm; man entschloß

schloß sich daher sogleich zur Wendung. Nach der Entbindung war die Kranke sehr schwach, und nach mancherley Zufällen, die man umsonst zu mildern suchte, starb sie. Man fand im Mutterhalse und obern Theile der Mutterscheide rechterseits einen grossen Riß, und den rechten Eyerstock brandig. Die Schaambeine hatten sich, dem Anscheine nach, von einander gegeben.

Hr. Saxtorph erzählt ein Paar Fälle von einer Retrouersio vteri (siehe chir. Bibl. 1. B. 4. St. p. 48. und 4. B. 1. St. p. 61. und 70). Im ersten Falle hielt man die Schmerzen im Unterleibe für Wehen, erwartete einen Abortus, und hatte in dieser Erwartung die Frau bereits zwey Tage auf dem Geburtsstuhle sitzen lassen, als der V. hinzu kam, und die wahre Beschaffenheit des Zufalls entdeckte. Er konnte aber weder den Catheter einbringen, um die bis zum Nabel ausgedähnte Blase auszuleeren, noch den Boden der Bährmutter zurückdrucken. Zum Glücke erfolgte endlich wirklich ein Abortus, der die Frau von einer ungeheuren Menge Urin, und aller Gefahr befreyete, denn sie befand sich bald darauf vollkommen wohl.

Im andern Falle traf der V. die Frau sterbend an, denn sie hatte bereits seit 3 Wochen eine Ver-

haltung des Urins, von welchem dann und wann nur einige Tropfen abgegangen waren. Er fand in ihrem Leichname eine groſſe Menge Urin in der Bauchhöhle, die Därme entzündet und an einigen Stellen brandig, die Urinblaſe zerriſſen, den Mund der Gebährmutter über den Schaambeinen, die Nachgeburt an der hintern Seite der Gebährmutter, und den Kopf des Kindes im Muttergrunde. Umſonſt bemühete er ſich, mit zwey Fingern in der Mutterſcheide den Boden der Gebährmutter in die Höhe zu drucken; als er endlich die ganze Hand dazu gebrauchte, wich derſelbe.

Vermuthlich, ſagt der V., ſind die Urſachen dieſer ſonderbaren Umkehrung der Gebährmutter theils eine allzugroſſe Beckenweite, theils der Druck der Eingeweide des Unterleibes auf die Gebährmutter; denn ſehr oft zeigt ſich die Krankheit nach einer heftigen Anſtrengung der Kräfte; theils auch und vorzüglich die Befeſtigung der Nachgeburt an der hintern Seite der Gebährmutter, wodurch dieſe Seite gehindert wird, ſich ſo ſtark auszudehnen, als die vordere, und die Gebährmutter folglich nothwendig rückwärts gekrümmet wird.

(Ob ich gleich dieſe Umkehrung der Gebährmutter nie ſelbſt beobachtet habe, wage ich es doch in Abſicht

sicht der Handgriffe, die dieser Fall erfordert, einige Vorschläge zu thun. Es kömmt wol offenbar sehr viel darauf an, daß man dem Drucke, wodurch man den Boden der Gebährmutter herauf zu stossen sucht, die rechte Richtung giebt. Druckt man gerade aufwärts, so druckt man den Boden gegen das Vorgebürge des heiligen Beins, und der Handgriff kann nicht gelingen, ja er kann wol gar der Frucht schädlich seyn, wenn der Druck stark ist. Der Druck muß also nothwendig vorwärts nach dem Nabel gerichtet seyn. Ich glaube, daß man in allen den Fällen, wo der Handgriff nicht gelungen ist, diese Regel nicht beobachtet hat, denn ich finde kein Hinderniß, daß sich der Zurückbringung des Bodens der Gebährmutter widersetzen könnte, als allein das Vorgebürge des heiligen Beins, und glaube also, daß alles darauf ankommt, durch die Richtung des Druckes dieses Vorgebürge zu vermeiden. — Ferner muß während der Operation die Frau nothwendig auf den Knien und Ellenbogen liegen; in dieser Lage entfernt sich die Gebährmutter vom heiligen Bein, und folglich steht das Vorgebürge dieses Beins dem Gebährmuttergrunde weniger im Wege. Liegt hingegen die Frau auf dem Rücken, so senkt sich die Gebährmutter aufs heilige Bein, und das Vorgebürge desselben steht im Wege. — Es kann ferner wenig nutzen, daß man ein Paar Finger in die Mutter-

ſcheide bringt, um den Muttermund zu faſſen, und herunter zu ziehen. Schwerlich kann man den Muttermund faſſen, denn er liegt ſehr hoch; der Muttermund folgt nicht, wenn der Boden nicht weicht; und dieſer weicht jetzt am wenigſten, denn die zwey Finger drucken ihn aus heilige Bein, und befeſtigen ihn unter deſſen Vorgebürge. — Am beſten thut man alſo wohl, wenn man ein Paar Finger dergeſtalt in den Maſtdarm bringt, daß der Rücken derſelben nach dem heiligen Beine, die innere Seite nach der Mutterſcheide gekehret iſt. Auf dieſe Art kann man mit den Spitzen der Finger den Muttergrund bequem nach dem Nabel hindrucken; und vielleicht iſts rathſam, zu gleicher Zeit ein Paar Finger über die Schaambeine zu legen, um zu verhindern, daß der Muttermund nicht vorwärts weicht. — Die Erfahrung mag dieſe meine Vermuthungen widerlegen oder beſtätigen).

Hr. Rogert von einer tödlichen Zerreiſſung des Gebährmutterhalſes und der Mutterſcheide. Da der Kopf unrecht lag, unternahm man die Wendung, obgleich das Waſſer ſchon eine geraume Zeit vorher abgegangen war, die Gebährmutter ſich feſt um das Kind zuſammengezogen hatte, und folglich die Hand mit ziemlicher Gewalt eingebracht werden mußte. Die Wendung gelang indeſ-

indessen; als aber die Hebamme die Nachgeburt hohlen wollte, merkte sie, daß ihre Hand in die Bauchhöhle gerieth. Acht Wochen nach der Niederkunft starb die Frau, nachdem sie während der Zeit mancherley Zufälle gehabt; einmal aber sich so weit erholet hatte, daß sie das Bette verließ. Man fand in ihrem Leichname die Därme, die hintere Seite der Gebährmutter, die Eyerstöcke, Trompeten und Mutterbänder brandig, und an der rechten Seite des Halses und der Scheide einen zwey Zoll langen Riß.

III.

Histoire de l'Academie Royale des Sciences. Année 1772. Premiere Partie. Avec les Memoires de Mathematique et de Physique pour la meme Année. Tirés des Registres de cette Academie. à Paris, de l'Inprimerie royale. 1775. 4. 666 Seiten.

Unter den Abhandlungen selbst ist keine chirurgischen Inhalts; in der Historie aber ist verschiedenes, das hieher gehört.

Ein

Ein Kind ohne Gehirn lebte nach der Geburt acht Stunden. Das Rückenmark war gehörig beschaffen. Die genauere Beschreibung des Kopfs übergehe ich.

Hr. Henkel in einem Schreiben an Hrn. Morand berichtet, daß er an der Nachgeburt eines vollbürtigen zur Welt gebohrnen Kindes, ein besonderes Behältniß gefunden, in welchem ein kleiner Fetus lag, der fast an allen Theilen übelgebildet, ohne Kopf, und zwey Zoll lang war. (Ein verunglückter Zwilling, oder eine Superfötation).

Hr. Perret hat einer jungen Katzen, deren beyde Augäpfel statt der Augenlieder mit einer dicken Haut ganz bedeckt waren, das Gesicht verschafft. Er durchschnitt diese Haut in der Mitte und theilte sie gleichsam in zwey Augenlieder: die Katze sahe nach einiger Zeit so gut, daß sie entwischte, und die fernere Beobachtung des Verfassers unterbrach.

Hr. Houssет fand am Körper eines neugebornen Mägdleins, das bald nach der Geburt starb, eine grosse weiche und weisse Geschwulst, die vom vierten Lendenwirbelbeine an, zwischen den Füssen durch, sich bis an die Vereinigung der Schaambeine erstreckte, und also den ganzen Zwischenraum,

zwi-

zwischen den beyden Hinterbacken und Schenkeln anfüllte. Die Oeffnung des Hintern war vorn über der Vereinigung der Schaamtheile, fünf Linien höher war die Schaam, und nicht weit vom schwerdförmigen Knorpel der Nabel. Die Geschwulst enthielt Wasser und Fett.

Einer zwey und siebenzigjährigen Frau entstand von freyen Stücken ein kleiner Knoten an der Seite der Nase, der sich gar bald in einen wirklichen Auswuchs verwandelte, ganz hart wurde, und zuletzt die Gestalt des Sporns eines Hahnes annahm. Man schnitt ihn ohne Schmerz und Blutung ab, als er einen Zoll lang war.

Einem Mägdchen von eilf Jahren floß klares Wasser aus der Brust. Dieser Ausfluß hörte von sich selbst auf, kam aber oft, und zu ungewissen Zeiten wieder. — Auch ein Fall von einer Mannsperson, der wirkliche Milch aus den Brüsten floß.

IV.

Journal de Medecine, Chirurgie et Pharmacie; Par M. A. Roux etc. Octobre, Novembre, Decembre de l'année 1775. Tome 44. à Paris, chez Vincent.

Hr. Imbert von ein Paar Speichelfisteln. Beyde waren an einer Backe, und die Folgen einer Entzündung, die in eine bösartige Eyterung übergieng. Die eine war hinten, nicht weit von der Speicheldrüse, die andre weiter vornen nahe an dem Orte, wo sich der Stenonische Gang in dem Mund öffnet. Die hintere wurde in kurzer Zeit durch einen Druck geheilt, die vordere aber wich diesem Mittel nicht, ob man es gleich mit grosser Genauigkeit anlegte. (Abermals also ein Beweis, daß die Fisteln in, oder nahe an dem Körper der Drüse gemeiniglich bald und leicht, die im Speichelgange selbst aber selten durch den Druck zu heilen sind). Da die Kranke sich der gewöhnlichen Operation nicht unterwerfen wollte, und Hr. J. bemerkte, daß der hintere Grund der Fistel ganz nahe an der innern Haut des Mundes, und diese Haut daselbst sehr

dünne

dünne war, hofte er, daß der Speichel die Haut daselbst vollends durchbohren würde, wenn er dem Ausflusse desselben nach aussen ein Hinderniß legte. Er berührte also die äussere Oeffnung mit einem Etzmittel, und suchte die Absonderung des Schorfs zu verhüten. Obgleich einige Tage lang etwas Speichel neben dem Schorfe durchdrang, öffnete sich doch endlich ein Weg nach innen, und der Ausfluß nach aussen hörte ganz auf. (Auch ein Beweis also, daß die Methode, die Hr. Louis (siehe chirurg. Biblioth. 3 Band. 1 Stück. pag. 21) vorschlägt, in gewissen Fällen wirklich gelinget).

Hr. Baillard glaubt in einem Falle, wo jeder andrer würde amputirt haben, diese Operation glücklich vermieden zu haben. Ein Gewehr, das beym Abfeuern zersprang, verletzte die Hand so sehr, daß alle gegenwärtige Wundärzte zur Operation riethen, zu welcher sich aber der Kranke durchaus nicht entschliessen wollte. Man verband die Hand mit geistigen Mitteln, es erfolgte ein ziemlich heftiges Fieber, eine Zeitlang eine üble Eyterung, endlich eine Abblätterung eines entblösten Knochen, auf den man Terpentinessenz gelegt hatte, und endlich die Heilung, nach welcher der Kranke die Hand zwar nicht wie vorher, jedoch ziemlich gut brauchen konnte.

(Ich

(Ich habe vor kurzem eine ganz ähnliche Verletzung der Hand, die gleiche Ursache hatte, in weit kürzerer Zeit, ohne Abblätterung, fast ohne Fieber, und gänzlich ohne alle üble Zufälle geheilt: aber ich verband die Wunde in den ersten Tagen, nicht wie der V. mit geistigen, sondern mit erweichenden Mitteln, und als die Eyterung anfieng, mit trockner Charpie. Den entblösten Knochen bedeckte ich mit trockner Leinwand, und hütete mich sorgfältig, ihn beym Verbande zu entblösen. Die Hand ist sehr brauchbar, obgleich der Daumen fast ganz abgerissen war, und der Zeigefinger auf dem Rücken der Hand lag, und nur noch an einer Flechse anhing).

Hr. Marchand von der Behandlung der Eytergeschwüre am Hintern. Man glaubt gemeiniglich, daß ein Eytergeschwür in der Nähe des Hintern, das den Mastdarm entblöst hat, nicht heilen kann, wenn man den Mastdarm nicht durchbohrt und aufschlitzt. Gegen diese gemeine Meinung beweiset nun Hr. M. durch Erfahrungen, daß Eytergeschwüre von dieser Art leicht und ohne Schwierigkeit heilen, wenn sie wie einfache Eytersammlungen geöffnet, und behandelt werden, und folglich die Durchschneidung des Darms nie erfordern. In einigen von denen Fällen, die der V. erzählt,

erzählt, war eine sehr grosse Fläche des Darms entblöst, der entblöste Theil des Darms äusserst dünne, das Eyter sehr häufig und dünn; und dennoch ließ es der V. bey der einfachen Eröffnung und Behandlung bewenden, und der Schade heilte ohne Rückkehr.

Einmal, da das Geschwür sehr groß war, und fast ein Pfund stinkendes Eyter enthalten hatte, wollte die Höhle bey dieser einfachen Behandlung sich nicht füllen und schliessen; als er aber eine dicke Wieke in den Mastdarm, und äusserlich Kompressen auflegte, und die Wände der Höhle durch diesen gegenseitigen Druck einander näherte, erfolgte die Heilung gar bald. — Wenn also die Höhle dieser Geschwüre sehr groß ist, wird zuweilen ein Druck erfordert, um sie zu vermindern, und ihre Wände einander zu nähern.

Aber wenn die entblöste Stelle des Mastdarms schadhaft, das ist, mürbe, mißfarbig oder gar durchfressen ist, hilft diese einfache Behandlung nicht; alsdann muß der Darm gespalten, und die Operation der Mastdarmfistel gemacht werden. Diese verrichtet der V. mit einer Scheere, wovon er eine Klinge auf dem Finger in den Mastdarm, die andre ins Geschwür bringt. Auch von diesem Falle erzählt er einige Wahrnehmungen.

Oft, sagt der V. gelingt im ersten Falle die einfache Behandlung durch Schuld des Wundarzts nicht, wenn er nach altem Brauch die Höhle brav mit Charpie ausstopft, und dadurch den Ausfluß des Eyters, und die Anfüllung der Höhle hindert.

Ein junger Mensch hatte sich aus Muthwillen eine Stecknadel in die Harnröhre gesteckt, die bereits bis an die Wurzel des männlichen Gliedes herabgesunken war. Man furchte, daß sie bis in die Blase dringen möchte, und war bereits entschlossen, sie auszuschneiden, als dem V. noch ein leichteres Hülfsmittel einfiel. Er befestigte an das eine Ende einer Stricknadel eine Kugel von Schusterpech, druckte äusserlich mit dem Finger auf die Stelle, wo die Nadel lag, um sie zu befestigen, und zu verhindern, daß sie nicht zurück wich, und brachte die Stricknadel in die Harnröhre ein. Die Stecknadel stach in die Kugel von Pech, und ward glücklich ausgezogen. (Ein Wachsstock wäre vielleicht noch sicherer und bequemer gewesen).

V.

V.

Journal de Medecine, Chirurgie et Pharmacie etc. par M. A. Roux. Janvier-Juin, 1776. Tome 45. à Paris, chez Vincent.

Charnaux von einer glücklich vermiednen Kastration. Der Hode, Saamenstrang und Hodensack war nach einer starken Quetschung sehr geschwollen, blau, und schien den Brand zu drohen. Ein sehr schwacher und kleiner Puls vermehrte die Furcht vor dem Brande. Man verordnete dem Kranken China und Wein, und in wenig Tagen verwandelte sich diese Geschwulst, in eine lebhafte gutartige Entzündung, die zwey Eytersammlungen, eine im Hodensacke, die andre im Hoden veranlaßte. Als diese geöffnet waren, erfolgte die Heilung.

(Der V. rühmt sich, daß er in diesem Falle die Kastration, wozu verschiedene Wundärzte riethen, glücklich vermieden hat. Ich begreife aber wirklich nicht, wie man in diesem Falle auf die Kastration fallen könnte. Einen schmerzhaften Scir-

rhus im Hoden amputirt man wohl; aber eine den Brand drohende Entzündung, und zwar nicht allein im Hoden, sondern auch am Hodensacke und Saamenstrange, kann unmöglich einen Gedanken an die Kastration erregen. Eben so wenig auch eine Eyterſammlung im Hoden und Hodensacke).

Ein neues **Mittel** gegen den **Bandwurm** von Hr. **Lagene**, das immer hilft, der Wurm sey von welcher Art er wolle. Es besteht aus einem Quentchen rad. valerian. sylv. rec. und einem Scrupel calcinirte Eyerschaalen. Der Kranke nimmt drey Morgen hinter einander in einem Glase Wein nüchtern dieses Pulver, den vierten Tag aber einen Purgierbissen aus zehn Gran süssem Queckſilber, vier Gran Panacee, zwölf Gran diagryd. sulphurat. und zwanzig Gran calcinirte Eyerschaalen.

Hr. **Verdeil** erzählt die bey uns längst bekannte Geschichte eines Mannes, der sich durch eine künstliche Nase und Gaumen den Verlust dieser Theile, den ihm ein vernachlässigter Beinfraß zugezogen hatte, auf eine sehr geschickte Art ersetzte. Der Mann ist auch hier in Göttingen gewesen; und ich selbst habe ihn gesehen, und besitze noch eine künstliche Nase und einen Gaumen von ihm. Es war nicht leicht zu bemerken, daß er eine künstliche Nase trug. Der

Gau-

Gaumen war so sehr zernichtet, daß er die Zunge zur Nase herausstecken konnte. Sein künstlicher Gaumen bestand aus einem Stücke Schwamm, das nach dem Munde hin mit einem Leder bedeckt war, welches sich hinten in einem künstlichen Zapfen endigte.

Hr. Giraud von einer Frau, die gegen das Ende des neunten Monats der Schwangerschaft einen vollkommenen Vorfall der schwangern Gebährmutter bekam. Hinter dem Muttermunde, der ein wenig geöffnet war, fühlte man deutlich den Kopf des Kindes liegen. Da der Vorfall ganz frisch war, versuchte ihn der V. zurück zu bringen, und der Versuch gelang nach Wunsche. Neun Tage hernach kam die Frau glücklich nieder, ohne Rückkehr des Vorfalls. (Eine sehr seltene, ja fast unglaubliche Geschichte).

Hr. Terras von der Wassersucht des Auges. Ein Kind von vier Jahren, mit einiger Anlage zur englischen Krankheit, hatte ein widernatürlich grosses Auge, und zugleich eine so sehr verlängerte Hornhaut, daß es die Augenlieder nicht schliessen konnte. Schon drey Wochen nach der Geburt hatte man den Anfang dieser Krankheit bemerkt. Die verdunkelte Hornhaut hinderte, von der innern Beschaffenheit des Auges zu urtheilen. Obgleich das Kind noch

über keine Schmerzen klagte, und der Augapfel beweglich war, entschloß sich doch der V., wegen der täglichen Zunahme der Geschwulst, zur Operation.

Er zog vermittelst einer krummen Nadel einen Faden durch die Hornhaut, womit er den Augapfel befestigte, sonderte durch einen Zirkelschnitt den größten Theil der Hornhaut ab, und druckte vermittelst des Fingers die gläserne Feuchtigkeit, welche ganz aufgelöst und mit Blute vermischt war, gänzlich aus. Das Kind brachte die Nacht ruhig zu, aber den folgenden Morgen war der Augapfel wieder so groß und voll als vor der Operation, und eine braune Haut verschloß die Oeffnung in der Hornhaut. Man durchschnitt diese Haut kreuzweis, und leerte durch einen Druck eine zähe Feuchtigkeit, Blut, und verschiedene Stücke Haut aus; worauf der Augapfel abermals zusammenfiel.

Den dritten Tag war er zu grosser Verwunderung des V. noch weit grösser als vor der Operation, und zugleich sehr gespannt und hart. Die Oeffnung im Augapfel war mit einer schwammichten Substanz von übelm Ansehen, die eine krebshafte Bösartigkeit befürchten ließ, angefüllt. Der V. überließ daher diesesmal die Geschwulst der Natur, und legte blos Blätter von der Belladonna (feuilles de Morelle) aufs

aufs Auge. Den sechsten Tag fing an eine eytrige und gauchichte Feuchtigkeit aus dem Auge zu fliessen, die so scharf war, daß sie die Backe entzündete. Bey dem fortgesetzten Gebrauche der Blätter dauerte der Ausfluß fort, der Augapfel ward kleiner, und den 27. Tag war der Kranke völlig hergestellt.

In einem andern Falle verursachte die Krankheit den Tod. Der Kranke war gleichfalls ein Kind, und die Krankheit entstand von freyen Stücken. Die Pupille war sehr erweitert, und gegen die Hornhaut gedruckt, zum Beweise, daß die Krankheit ihren Sitz vorzüglich in der gläsernen Feuchtigkeit hatte. Die Geschwulst ward in kurzer Zeit ausserordentlich groß und hart, es entstanden heftige Schmerzen, Fieber, Schlaflosigkeit, und da man sich der Operation widersetzte, erfolgte der Tod. — Beyde Fälle beweisen, daß man sich in dieser Krankheit nicht auf Arzneymittel verlassen darf, und sehr wohl thut, wenn man sich bey Zeiten zur Operation entschließt.

Hr. Vilde. Eine Schnittwunde, die das Ligament der Kniescheibe zertrennete, erregte heftige Zufälle und endlich den Tod. Der V. glaubt, man hätte amputiren müssen. (Der Fall ist nicht vollständig genug erzählt, daß man davon urtheilen könnte).

Hr. Beaussier von einer Bohne, die in die Luftröhre fiel. Sie erregte anfangs die gewöhnlichen Zufälle, die sich aber gar bald legten, worauf ein Fieber nebst allen Zufällen des hitzigen Seitenstichs erfolgte. Den sechsten Tag ward die Bohne durch den Husten ausgeworfen, und bald darauf verschwanden alle üble Zufälle. (Dieser Fall kann den Aerzten einen sehr überzeugenden Beweis abgeben, daß der Sitz des Seitenstichs nicht in den äusserlichen Theilen der Brust, sondern in der Lunge selbst ist. Die Bohne lag anfangs frey in der Luftröhre, nach einiger Zeit sank sie herab, und blieb wahrscheinlich in einem der Aeste der Luftröhre stecken, und die Entzündung, die sie daselbst verursachte, war nach allen Zufällen ein hitziger Seitenstich. Die Rippenmuskeln nebst der Pleura konnten hier unmöglich der leidende Theil seyn).

Hr. Leautaud. Ein Mensch bekam nach einem zur Unzeit gestopften Tripper eine Fistel am Hintern, die er, weil er sich sehr wohl dabey befand, lange Zeit nicht achtete. Endlich ward er derselben überdrüssig und ließ sie operiren; aber kaum war sie geheilt, so entstanden die fürchterlichsten Zufälle der allgemeinen Lustseuche, Geschwüre an allen Theilen des Körpers, Lähmungen, Fieber, Abzehrung, und bey versäumter und unordentlicher Kurart, endlich

lich der Tod. (Ein auffallender Beweis, daß das venerische Gift lange im Körper verborgen und unwirksam bleiben kann, wenn an irgend einem Theile des Körpers ein offenes Geschwür oder irgend ein anderer widernatürlicher Ausfluß ist, und gemeiniglich plötzlich und heftig zu wirken anfängt, so bald dieser Ausfluß gehemmt wird).

Eine allgemeine Verhärtung der Brust, die nach einem Stosse auf dieselbe wenige Tage nach der Entbindung entstanden war, ward gänzlich durch den innern Gebrauch des Schierlingsextracts gehoben. Die Kranke nahm das Mittel jedesmal in einer so starken Dose, daß sie betäubt wurde.

Hr. Pellier von einem besondern Staare. Seine Farbe war bleich weiß, er war dichte hinter der Pupille, und diese war sehr erweitert und unbeweglich. Die Kranke konnte weder Licht noch Dunkelheit unterscheiden. Auf dringendes Anhalten der Kranken entschloß sich der V. ungern zur Operation, da freylich unter diesen so ungünstigen Zeichen kein guter Erfolg zu erwarten war. Wider alles Vermuthen kam der Staar nicht allein leicht und ohne Schwierigkeit aus dem Auge, sondern die Kranke sahe auch sogleich ganz deutlich. Die Kryställlinse war sehr groß, und hinter ihr her kam noch eine weißliche Materie heraus, welche vermuthlich verdorbene Morgagnische Feuchtigkeit war.

(Aus der Grösse der Krystalllinse und widernatürlichen Menge der Morgagnischen Feuchtigkeit lassen sich alle Erscheinungen bey diesem Staare erklären. Der Druck der so dicken Linse gegen die Regenbogenhaut war ohne Zweifel die Ursache der widernatürlichen Erweiterung und Unbeweglichkeit der Pupille; dnrch ihren grossen Umfang verschloß sie allen Lichtstrahlen den Weg ins Auge, und hinderte also die Empfindung von Licht und Schatten. Man sieht also daraus, daß die widernatürliche Erweiterung und Unbeweglichkeit der Pupille nebst dem Mangel der Empfindung von Licht und Schatten beym grauen Staar nicht immer ein Zeichen des schwarzen Staars, oder Verwachsung der Krystalllinse an die Regenbogenhaut ist: und daß man überhaupt auch beym übelsten Anscheine die Operation verrichten muß, weil sie oft unerwartet gelingt, und wenn sie nicht gelingt, den Kranken nicht unglücklicher macht, als er vorher war).

VI.

VI.

Johann Alexander Brambilla, Ihro K. K. apost. Maj. Leibwundarztes, und der Akademie zu Bononien Mitglieds, chirurgisch-praktische Abhandlung von der Phlegmone und ihren Ausgängen. Erster Theil, 325 Seiten. Zweyter Theil, 537 Seiten. Aus dem Italiänischen übersetzt von J. G. P. Wien, bey Trattnern, 1775. 8.

Hr. Brambilla mag ein sehr guter und erfahrner praktischer Wundarzt seyn, aber ein guter Schriftsteller ist er nicht: noch weit weniger ist Hr. J. G. P. ein guter Uebersetzer. Ordnung, Deutlichkeit und Bestimmtheit sind nicht die schriftstellerischen Eigenschaften des Hrn. Brambilla. Ich, der ich, des unerträglichen Deutsches, und der an vielen Stellen unverständlichen Uebersetzung ungeachtet, dies Buch mit Gedult und Aufmerksamkeit durchlesen habe, finde fast nichts Brauchbares in demselben, als die blosen Wahrnehmungen des Verfassers.

Ich

Ich lasse es dahin gestellet seyn, ob dies mehr die Schuld des Verfassers oder des Uebersetzers ist.

Der erste Theil ist nach der ersten Ausgabe bereits im 2 B. 3 St. p. 64. dieser Bibliothek angezeigt: er hat in dieser zweyten Ausgabe weiter keine Veränderung erlitten, als daß er ein wenig von Druckfehlern gesäubert worden ist. Aus dieser neuen Ausgabe will ich also nur den zweyten Theil, der blos vom Brande handelt, anzeigen. — Das äusserliche dieses Buchs ist übrigens sehr schön, und viel niedliche Vignetten zieren es.

Zuerst natürlicher Weise von den verschiednen Gattungen des heissen und kalten, trocknen und feuchten Brandes, wobey nichts merkwürdiges vorfällt. Die Zeichen des heissen und kalten Brandes sind jedem Wundarzte bekannt, aber mir deucht immer, der wahre und innere Unterschied zwischen diesen beyden Gattungen des Brandes ist noch nicht recht bestimmt. Was Boerhaave davon sagt, thut kein Gnüge; und was unser V. davon sagt, ist fast unverständlich. Man nennt es, dies sind seine Worte, eigentlich den heissen Brand, wenn der Umlauf des Blutes in einem weichen Theile aufhört, der einen grössern Theil der allgemeinen Decken beträgt, als den die Kruste eingenommen hat, und

durch

durch die Fetthaut geht, und bisweilen auch die Muskeln angreift, also zwar, daß der Theil leichenartig, stinkend, aschfarb, oder schwarz wird. Ich fordere meine Leser auf, den Verstand, der in diesen Worten begraben liegt, aufzusuchen. Mir deucht, sie enthalten eine Unwahrheit; denn Fäulniß und Gestank ist nicht der Charakter des heissen, sondern des kalten Brandes, ist das Hauptzeichen, was diesen von jenem unterscheidet.

Von den äusserlichen und innerlichen Ursachen des Brandes. Wenn man die Amputation der Brust eben zu der Zeit, wo die monatliche Reinigung erscheint, oder nahe bevorsteht, verrichtet, entsteht nach der Erfahrung des V. sehr oft der Brand in der Wunde. Er sondert sich jedoch gemeiniglich in wenig Tagen beym Gebrauche der Digestivsalbe ab. Das übrige in diesem Kapitel ist bekannt.

Von dem Nutzen der Fieberrinde im Brande. Die Geschichte dieser Rinde weitläuftig erzählt. Gar sehr rathet Hr. Brambilla, darauf zu sehen, daß man gute Rinde bekommt. Ich habe, sagt er, in kalten Fiebern nach gehöriger Vorbereitung zuweilen fünf bis sechs Unzen von der Rinde gegeben, und das Fieber blieb nicht aus, und der

Bauch

Bauch lief auf mit Schmerzen und Magendrücken: drey Quentchen gute Fieberrinde hoben es. So wichtig ist der Unterschied zwischen schlechter und guter Rinde. Ein Quentchen guter Fieberrinde leistet so viel als eine Unze schlechter, welche zuweilen wohl gar schadet.

Daß die Fieberrinde zuweilen wie Mohnsaft wirkt, beweiset der V. durch einen Fall von einer heftigen Nervencolik mit Fieber und Ziehen in allen Gliedern, die nach einer Erkältung entstanden war, die durch Aderlässe, Klystiere, Purgiermittel, erweichende Umschläge zwar gemindert wurde, aber dennoch den Kranken eine geraume Zeit nie ganz verließ, und abwechselnd bald heftig bald gelinde war. Sydenhams Laudanum vermochte nichts, die Fieberrinde hob die ganze Krankheit in drey Tagen.

Bey einigen, die aus Idiosynkrasie die Fieberrinde auf keine Weise vortragen konnten, vertrat das Kamillenpulver ihre Stelle, nur muste es in geringerer Dose gegeben werden.

Mit Wasser gegeben, erregt die Fieberrinde zuweilen den Durchfall; in Wein genommen, oder mit etwas Theriak vermischt, thut sie es nie.

Die

Die Rinde scheint mehr im feuchten als trocknen Brande gut zu thun, doch auch im trocknen wird sie mit Nutzen gebraucht, nur müssen ihr alsdann befeuchtende und verdünnende Getränke beygefügt werden. — So bald die Absonderung des Todten geschehen ist, soll man vom äussern Gebrauch der Rinde abstehen.

So lange beym trocknen Brande der Kranke eine trockne Zunge und eine schwarze Kruste auf derselben hat, ist der Brand im Zunehmen, und an keine Besserung zu denken; so bald die Zunge feucht wird, kann man gewiß vorher sagen, daß der Brand nicht weiter gehen wird.

Lesenswürdig ist die Beschreibung eines bösartigen Fiebers, das im Jahre 1759 unter der kaiserlichen Armee herrschte, und sich in eine Geschwulst der grossen Speicheldrüsen zu endigen pflegte. Die Geschwulst der Speicheldrüsen war blaß, wurde in wenig Stunden weich, fiel zusammen, und gieng in den Brand über. Man gab die Fieberrinde innerlich, und legte sie auch äusserlich, in Wein gekocht, auf. Dadurch wurde der Brand aufgehalten, und abgesondert, aber es blieben gemeiniglich tiefe Geschwüre und ein schleichendes Fieber zurück, woran die meisten starben. Es kam also darauf an,

dem

dem so schnell entstehenden und um sich greifenden Brande sogleich und aufs geschwindeste Gränzen zu setzen, und ihn zu hindern, diese Verwüstung und Entkräftung anzurichten. Einige, an denen man den Abend vorher nicht die geringsten Zeichen gewahr ward, bekamen des Nachts geschwollne Speicheldrüsen, die den folgenden Morgen bereits brandig waren. Man beorderte also Wundärzte, die die Kranken des Nachts fleissig untersuchen, und sobald sie den geringsten Anfang dieser Geschwulst bemerkten, ihnen sogleich alle 2 Stunden ein Quentchen Chinapulver innerlich reichen, und eine Abkochung der Rinde in Wein auf die Geschwulst legen mußten. Bey allen denen Kranken, denen die Fieberrinde sogleich aufs geschwindeste gegeben wurden, giengen diese Geschwülste weder in Brand noch Eyterung über, sondern zertheilten sich innerhalb zehn Stunden, die Kranken bekamen einen dicken Harn mit starkem Bodensatze, einen Schweiß oder Bauchfluß, und waren in zwey oder drey Tagen völlig befreyet.

Verschiedne Beobachtungen von starken brandichten Eyterungen, die vorzüglich durch den innern und äussern Gebrauch der China geheilt wurden, übergehe ich: sie sind lesenswürdig, aber zu weitläuftig, als daß sie hier Platz finden könnten.

Die

Die Absicht dabey ist, die heilsame Wirkung der China in diesen Fällen zu beweisen. Aeusserlich gebraucht der V. gern eine Abkochung derselben in Wein.

Der Brand, der blos von äusserlichen Ursachen entsteht, und nicht mit einer übeln Beschaffenheit der Säfte, und Schwäche des Körpers verbunden ist, bedarf der China nicht; äusserliche Mittel allein sind hier zureichend. Auch dies beweist Hr. V. durch verschiedne Wahrnehmungen, unter welchen vorzüglich einige von brandigen güldnen Aderknoten lesenswürdig sind.

Eine Wöchnerin bekam den fünften Tag nach der Niederkunft, nachdem die Lochia stehen geblieben waren, eine heftige Entzündung in der linken Brust, die bey unrechter Behandlung in Eyterung und Brand überging. In der rechten Brust entstand blos eine Härte ohne Entzündung, die durch einen Umschlag aus zwey Quentchen mit Essig gesättigten Salmiakgeist und zehn Unzen Hollunderblütenwasser, der viermal des Tages warm aufgelegt wurde, innerhalb wenig Tagen zertheilt ward. Das brandige Geschwür der linken Brust ward mit einem Digestiv verbunden, und die Brust, die noch sehr hart war, mit einem erweichenden Breye bedeckt:

deckt: und die Absonderung des Todten, und Heilung des Geschwürs erfolgte in kurzer Zeit.

Die blinden güldnen Aderknoten treten zuweilen hervor, schwellen bis zur Grösse eines Hühnereyes auf, entzünden sich, erregen heftige Schmerzen, und werden zuletzt brandig. In einigen solchen Fällen schnitt Hr. B. diese grossen Knoten an ihrer Wurzel ab, einigemal spaltete er sie, und nahm einen harten Blutklumpen heraus. Aber nicht alle Knoten der güldnen Ader dürfen geöffnet werden; der Einschnitt findet nur statt, wenn sie eingeklemmt sind. Man würde, sagt Hr. B. den Kranken einer sehr gefährlichen und schwer zu stillenden Blutung aussetzen, wenn man einen solchen Knoten, der weder eingeklemmt noch brandig ist, schneiden wollte.

Gemeiniglich hören alle Zufälle unmittelbar nach der Spaltung des Knoten und Wegnehmung des Blutklumpen auf, und der Schnitt wird auf der Stelle um zwey Drittheile kleiner, und heilt in wenig Tagen. Man muß aufmerksam seyn, daß nichts vom Blute im Sacke zurückbleibt, sonst wird die Heilung verzögert. Wenn diese Operation nicht bey Zeiten unternommen wird, gehet der Knoten in Brand und Eyterung über.

Dies

Dies beweiset die Geschichte eines Menschen, der seit 11 Tagen die heftigsten Schmerzen im Hintern erduldet hatte, als er endlich den V. um Rath fragte. Dieser fand die güldne Ader heftig geschwollen, am rechten Hinterbacken den feuchten Brand, der anderthalb Zoll breit, dreye lang war, und zwey Finger breit vom After anfing. Beym Drucke des Umkreises floß viel röthliche Gauche aus, und der ganze Hinterbacken war sehr entzündet. Beym äusserlichen Gebrauche der China nahm der Brand zu; als man sie endlich auch innerlich gab, stand er still und sonderte sich ab. In dem abgesonderten war ein Stück vom Schließmuskel des Hintern. Es blieb ein tiefes und langes Geschwür zurück. Der Arzt setzte ohne Vorwissen des V. die China aus, und verordnete, wegen einer zweytägigen Verstopfung, zwey Quentchen Salpetermagnesia, welche 30 Stuhlgänge erregte, und alles auf einmal wieder schlimmer machte. Die Wunde ward von neuem brandig, durch den anhaltenden Durchfall ging bloses Wasser ab, der Kranke ward entkräftet, und verschied nach wenigen Tagen.

Die Amputation des brandigen Gliedes verstattet der V. nur alsdann, wenn die Ursachen nicht gehoben werden können, und die Natur die Absonderung des Todten vom Lebendigen nicht verrichten kann oder

will. (Wie unbestimmt und undeutlich! Weiß man nun wohl, wann man amputiren soll?) Die Absonderung durch die Natur allein ist oft sehr langweilig, und dauert viele Monate, und wird, vornehmlich in Hospitälern, oft und leicht unterbrochen. Beym Brande alter Personen ist die Operation gemeiniglich unnütz und schädlich. Mit einem Worte, nie muß man die Amputation unterlassen, wenn sie allein dem Kranken das Leben erhalten kann; nie muß man sie unternehmen, wenn man zum voraus siehet, daß sie unnütz und schädlich sey. (Eine sehr richtige Regel, die jedem seine eigene gesunde Vernunft geben wird. Aber nicht jedem wird seine Vernunft in jedem Falle sogleich zum voraus sagen, ob die Operation schaden oder nutzen wird).

Sehr merkwürdig ist es, was Hr. B. beobachtet hat, daß die auf die Amputation folgende Eyterung den Körper dergestalt gereinigt hat, daß, so mager er vorher war, er hernach sehr fett und gesund wurde. Ich habe, sagt er, Blutspeyer und wirkliche Schwindsüchtige gesehen, denen man ein Glied abnehmen mußte, und die durch die Eyterung von ihrer Krankheit befreyet wurden. (Ein trefflicher Beweis für die künstlichen Geschwüre in diesen Krankheiten).

Von

Von einem Wurme am Finger, der in den Brand überging, und den Verlust eines Fingers veranlaßte. — Von einer Amputation des Fusses, wegen eines schwammichten krebsartigen Gewächses. Einige Tage nach der Amputation blutete der Stumpf oft und stark, ohne daß man ein besondres Gefäß entdeckte, welches das Blut gab. Die Abkochung der Fieberrinde äusserlich aufgelegt, stillte das Bluten.

Von den Quetschungen und ihren Folgen. Daß zuweilen eine starke Quetschung in wenig Tagen ohne alle üble Zufälle zertheilt wird, und hingegen eine sehr geringscheinende oft einen unglücklichen Ausgang nimmt, muß man nothwendig der guten oder übeln Leibesbeschaffenheit zuschreiben. Das ausgetretene Blut breitet sich zuweilen im Zellengewebe ungewöhnlich aus. Ein Herr empfand, indem er zu Pferde steigen wollte, in der Schaamgegend plötzlich einen Stich, wie von einer Stecknadel. Der V., der sogleich zu ihm gerufen wurde, fand die vordere Seite des Körpers von der Hälfte der Brust bis zur Hälfte der Schenkel ganz schwarz. Er urtheilte, daß beym Aufsteigen aufs Pferd ein kleines Blutgefäß geborsten sey, und das aus demselben fliessende Blut sich im Zellengewebe so geschwind und stark ausgebreitet habe. Der Ausgang rechtfer-

fertigte dies Urtheil; denn innerhalb fünf Tagen und ohne alle üble Zufälle verlohr sich diese schwarze Farbe gänzlich, beym äusserlichen Gebrauche zertheilender Mittel.

Eine fürchterliche Geschichte von einer Quetschung, die brandig ward.

Von den zurücktreibenden Mitteln. Gegen diese Mittel eifert Hr. B. sehr: er glaubt, daß sie gemißbraucht werden, und oft den kalten Brand erregen. Bey Augenentzündungen braucht man sie vorzüglich oft zur Unzeit. Ich habe, sagt er, sehr viel heftige Augenentzündungen, die durch allzueigensinnigen Gebrauch dieser Mittel verschlimmert worden waren, durch erweichende und schmerzstillende Breyumschläge aus Semmelkrumen, oder Aepfeln mit Safran, oder Bähungen mit laulichter Milch und Safranwasser, in kurzer Zeit geheilet.

Ich habe, sagt er ferner, vom Gebrauche der Bleymittel beym Rothlaufe und Flechten alsogleich Taubheit und Blindheit; und bey der Krätze Engbrüstigkeit und Wassersucht entstehen sehen. Critische Entzündungen vertragen dergleichen Mittel gar nicht, ja nicht einmal von äusserlichen Ursachen entstandene Entzündungen. Ein Mensch glitschte, indem

dem er auf den Wagen steigen wollte, aus, und verstauchte sich das linke Bein unten am Knorren. Man legte Oxykrat auf, und es entstand eine starke Geschwulst, und auf derselben ein Brandflecken. — Diesen übeln Erfolg schreibt Hr. B. dem Oxykrat zu! — Auch eine Bemerkung vom kalten Brande am Knie, der von Essigdampf erregt worden; und bey dieser Gelegenheit etwas vom Gliedschwamme überhaupt.

Es giebt eine doppelte Art Kniegeschwulst, die man Gliedschwamm nennt; die erste ist weich und giebt dem Fingerdrucke nach, der jedoch keine Grube hinterläßt; die zweyte ist hart, widerstehend und tiefliegend. In beyden hat die Haut ihre natürliche Farbe, und glänzt, wenn die Geschwulst groß ist.

Diese lymphatischen Geschwülste erscheinen bisweilen auch am Ellbogen, sind aber daselbst nie so hartnäckig als am Knie. Zuweilen bemerkt man in diesen Geschwülsten eine deutliche Schwappung, und dann pflegt man sie Gelenkwassersucht zu nennen; und glaubt, daß das Wasser in der Gelenkkapsel ist. Der V. hat eine solche Geschwulst gesehen, aber der Sitz des Wassers ist ausserhalb dem Gelenke. Nie hat er Wasser in der Gelenk-

kapsel angetroffen; und immer, behauptet er, ist das Wasser, welches man daselbst angetroffen hat, vorher ausser der Kapsel gewesen, hat dieselbe durchfressen, und ist von aussen in dieselbe gedrungen.

Man darf sich durchs Schwappern dieser Geschwülste nicht verleiten lassen, einen Einschnitt zu machen. Es fließt gemeiniglich kein Tropfen Wasser aus; die Geschwulst ist innerlich gelb und durchsichtig, wird den andern Tag roth, es wächst ein Schwamm heraus, und der Kranke stirbt.

Zuweilen, obgleich sehr selten, entsteht ein Blutschwär an der Geschwulst, der sich nach und nach mit Eyter füllt. Diesen kann man öffnen. Es ist eine sehr wünscheuswerthe Erscheinung; denn ein solcher Blutschwär heilt gemeiniglich die Krankheit. Nur ein Exempel zum Beweise. Einem Knaben von 8 Jahren, der eine solche Geschwulst am Knie hatte, ließ Hr. Brambilla alle 3 Tage das Galbanumpflaster mit ein wenig venedischer Seife frisch auflegen. Die Geschwulst ward langsam weicher, und zog sich zusammen. Nach zehn Wochen entstand aussen am Knie, nahe bey dem Kniebug, ein Geschwür wie ein Ey, welches, als es reif war, geöffnet wurde. Man verband die ersten Tage mit der Basilikumsalbe, und als der Grund des Geschwürs

schwürs mit einer Speckrinde überzogen wurde, that man ein wenig rothen Präcipitat darunter. Die Kniegeschwulst verlohr sich, und das Geschwür heilte innerhalb 3 Wochen.

(Vielleicht ist es also rathsam, die Entstehung eines solchen Blutschwärs, durch den äussern Gebrauch eines erhitzenden Pflasters, dergleichen das Galbanumpflaster ist, zu befördern?)

Man muß sich aber ja hüten, eine Eyterung in der Geschwulst auf eine unbehutsame Art zu erregen. Die Geschwulst wird oft schmerzhaft, es entstehen verschiedne Löcher in der Haut, aus welchen eine wässerichte dünne, übelriechende Feuchtigkeit lauft, das Gelenk wird unbeweglich, es erscheinen Zeichen des Beinfrasses, und die Amputation wird das einzige Rettungsmittel.

Die erste oben angezeigte Gattung ist flach, nimmt das zellichte Gewebe unter den allgemeinen Decken ein, und läßt sich durch zertheilende Kräutersäckchen aus Hollunderblüten, Lavendel, Rosmarin und andre ähnliche Kräuter zertheilen. Auch kann man diese Säckchen in rothem Wein kochen. Das Tropfbad, mit Essig getränkter und mit Wasser verdünnter Salmiakgeist, sind wirksame Mittel,

und wenn alle diese nichts helfen, soll folgendes das wirksamste seyn. Man stoßt einen unverglasten neuen irdnen Topf zu Pulver, setzt dies Pulver in einem Gefässe aufs Feuer, und besprengt es, wenn es recht warm ist, mit Wein- oder Silberglätteessig, bis es ein Brey wird, den man alsdann zwischen zwey Tüchern, des Tages zweymal frisch aufs Knie legt. Ich habe, sagt Hr. Br. von diesem Mittel die besten Wirkungen gesehen; man muß es aber weglassen, wenn man in zwey oder drey Tagen keine Linderung bemerkt. — Ein Umschlag mit Wein, in welchem China abgekocht worden war, half auch einmal.

Die zweyte Gattung des Gliedschwamms sitzt tiefer; sie nimmt nicht nur das zellichte Gewebe, sondern auch die Bänder der Kniescheibe, die Flechsen, die das Gelenk umgeben, und ihre Ausbreitungen, und die äussere Seite des Kapselbandes selbst ein. Sie entsteht sehr langsam, und ist gemeiniglich mit Steifigkeit des Gelenks verbunden.

Ruhe und das Oxycroceumpflaster mit etwas venedischer Seife helfen anfänglich. Oft kommt die Krankheit von der Lustseuche her, und dann ist ohne Queckfilber an keine Kur zu denken. (Dies Kapitel ist im Ganzen lesenswürdig. Ueberhaupt

fängt

fängt von diesem Kapitel an, der V. deutlicher, ordentlicher und interessanter, und der Uebersetzer angenehmer und correkter zu seyn).

Von den Frostbeulen und ihrem Ausgang in den Brand. Den Tod sogar kann eine solche Beule veranlassen, wenn sie verabsäumet oder übel behandelt wird. Geschwüre veranlassen sie leicht, und diese dringen leicht bis auf die Beinhaut. Zuweilen entstehen blutige Blasen auf denselben, und dann ist der Brand zu fürchten. Junge Leute, und die, so stark an den Füssen schwitzen, sind diesen Beulen vorzüglich unterworfen. Ich habe, sagt der V., einen Cavalier gekannt, der fast an allen äussern Gliedmaassen Frostbeulen hatte: er fing im Herbst an, sie Morgens und Abends mit Kampferspiritus zu waschen, fuhr damit bis zu Ende des Frühlings fort, und befreyete sich dadurch von allen daher rührenden Unbequemlichkeiten.

Oelichte Mittel leisten nach der Erfahrung des V. bey Frostbeulen sehr gute Dienste; hieher gehören vorzüglich Hirschtalg, Kakaobutter, peruvianischer Balsam, Terpentinöl, Kopaivabalsam, allein oder mit dem Gelben vom Ey. Unter allen Mitteln aber ist folgendes Pflaster das beste: ℞ Lardi pur. non salit. in frusta sect. 1 Pf. olei oliv.

ceras

cerae flau. aa. vnc. iij. pic. nigr. vnc. j ß. M. Dies setzt man in einem irdenen Geschirr über das Feuer, bis der Speck geschmolzen ist, alsdann giesst man das Zerschmolzene durch ein Tuch auf ein grosses Stück Eis, und lässt es gerinnen, und davon schmiert man nun Morgens und Abends am Feuer etwas in die Frostbeule ein.

Schlappen Körpern thun spirituöse, trocknen ölichte Mittel mehr Dienste. Eyternden Frostbeulen ist die Bleyweissalbe zuträglich. — Ein Mensch, der die Füsse erfroren und plötzlich erwärmt hatte, litte heftige Schmerzen am Fusse. Der V. fand die Fußzehen schwarz, und den Fuß geschwollen und roth, verordnete innerlich sogleich die Fieberrinde, und äusserlich Bähungen von Wermuth und Fieberrinde, und die Absonderung erfolgte auf die gewöhnliche Art. (Ich würde hier nicht gleich an China und Absonderung gedacht, sondern, wie Hr. Tissot in einem sehr merkwürdigen ähnlichen Falle, den er im Avis au Peuple erzählt, gehandelt haben. Dieser liess einen plötzlich erwärmten erfrornen Fuß, der ausserordentlich geschwollen und schmerzhaft, und an einigen Stellen schwarz war, sogleich in einen Eymer voll eiskalten Wassers setzen; und innerhalb einer Stunde waren bereits die Schmerzen gelinder. Als dies Bad sechsmal erneuert

neuert und wiederholt worden war, verschwanden die Schmerzen und Geschwulst, die schwarzen Fußzehen wurden roth, und der Kranke ward durch schweißtreibende Mittel völlig wiederhergestellt. Wenn man nicht zu spät zu einem solchen Kranken gerufen wird, sollte man allezeit, nach Anleitung dieser merkwürdigen Wahrnehmung, die Wirkung des kalten Wassers versuchen, ehe man an die Absonderung des Brandes denkt).

Vom Scharbock: ein vortreffliches Kapitel, mit vielen eigenen Erfahrungen von einer faulen und scorbutischen Krankheit, die im Jahre 1759 unter der kaiserlichen Armee herrschte. Die Soldaten lagen zu enge und überhäuft in engen Quartieren beysammen, es war Mangel an frischem Stroh, Brandewein, Bier und Sauerkraut, an welches die Soldaten sehr gewöhnt waren. Manche bekamen die Krankheit offenbar blos durch Ansteckung. Der Brand an den Füssen war ein sehr häufiges Symptom. Durch eine geschwinde und genaue Absonderung der Kranken von den Gesunden, freye und reine Luft, Kräutersuppen, saures Getränk, hemmete man die Krankheit. Der Brand erforderte die China.

Das Kapitel von der Lustseuche enthält mancherley Neues und Lesenswürdiges. Auch sogar

unter

unter der Gestalt der Schwindsucht verbirgt sich zuweilen die Lustseuche. Einem Schwindsüchtigen, den die Aerzte bereits aufgegeben hatten, wurde eine Lattwerge verordnet. Durch einen Irrthum in der Apotheke wurde diese Lattwerge einem venerischen Kranken, und dem Schwindsüchtigen die jenem bestimmte Queckssilbersalbe gegeben. Er nahm die Salbe ein, und genas zum grossen Erstaunen des Arztes, der, nach geschehener Erkundigung, den Irrthum in der Apotheke und die Ursache der Schwindsucht entdeckte.

Schweißtreibende Mittel mindern die Zufälle der Lustseuche, zumal wenn das Uebel seinen Sitz in der Haut hat; tilgen sie aber nie gründlich. Es giebt unweit Schemnitz in Ungarn gewisse Berghöhlen, in welchen sich venerische Leute einige Tage nach einander aufzuhalten pflegen. Sie schwitzen daselbst, und empfinden eine Zeitlang Erleichterung. Dergleichen Höhlen giebt es auch zu Neapel, unweit der bekannten Hundshöhle. Sie sind voll Schwefelgeruch, und wer allda nur einige Minuten bleibt, bekömmt einen starken Schweiß. In gleicher Absicht, und mit gleichem Erfolge vergraben sich die gemeinen Polen nackend in den Mist bis an den Kopf. — Aber alle diese Mittel lindern nur, heben nicht die Krankheit, die nach einiger Zeit immer wieder von neuem erscheint.

Das

Das Queckſilber iſt das einzige zuverläſſige Mittel gegen die Luſtſeuche, und unter allen ſeinen Zubereitungen iſt der Sublimat ſeit einigen Jahren die gebräuchlichſte. Von dieſem Sublimate erzählt uns nun Hr. B. mancherley Neues und Sonderbares. Ein groſſer Arzneygelehrter unſrer Zeit ſagt er, (der Hr. v. Swieten) verfiel zuerſt auf dieſes Mittel; da aber ſeine Beſchäftigungen ihm nicht zulieſſen, ſelbſt Verſuche damit zu machen, übertrug er ſie, verſchiednen Spitalärzten, deren einige ſeine Gnade ſuchten, und ihm falſche Berichte einſanden, und ihn verſicherten, daß ſie viele hundert Kranke mit dieſem Mittel glücklich geheilet hätten. Er glaubte, er habe mit einſichtsvollen und ehrlichen Männern zu thun, und empfahl alſo dies Mittel öffentlich; und wußte nicht, daß Hr. Locher durch dieſes Mittel wenige geheilt, viele blind und taub gemacht, manchen Blutſpeyen und Schwindſucht, und vielen Schwangern einen Misfall im ſechſten Monate verurſacht hatte.

Die übeln Wirkungen des Sublimats, fährt er fort, waren auch bey der kaiſerlichen Armee ſo allgemein bekannt, daß die Regiments-Wundärzte, ob ſie gleich Ordre hatten, den Sublimat zu gebrauchen, aus Pflicht und Gewiſſen heimlich verſüßtes Queckſilber oder Queckſilberſalbe brauchten,

und

und, um Unwillen zu vermeiden, in ihren Arzneyberechnungen Sublimat ansetzten.

(Man hat uns also, laut des Zeugnisses dieses Schriftstellers, von Wien aus mit günstigen Nachrichten vom Sublimate hintergangen. Möchten wir doch von allen neuern Wienerischen Mitteln so genaue und zuverlässige Nachrichten haben! Auch bey der Französischen Armee hat dies Mittel, dem Zeugnisse der ganzen Akademie der Wundarzneykunst zufolge, sehr üble Wirkungen gezeigt. Ohne hier auszumachen, ob diese und andrer Aerzte Beobachtungen von der schädlichen Wirkung des Sublimats ganz zuverlässig sind, läßt sich wenigstens behaupten, daß sie hinreichend sind, jeden gewissenhaften Arzt behutsam und aufmerksam zu machen. Zum wenigsten ist die Zuverlässigkeit und Sicherheit dieses Mittels noch streitig, und ganz gewiß fängt man jetzt an, es sehr dreist und freygebig zu verordnen. Freylich werden viele Aerzte auftreten, die dies Mittel oft und ohne allen üblen Erfolg gebraucht haben; und ich selbst habe es oft gebraucht, und, ein Paar Fälle ausgenommen, keine üble Wirkung davon bemerkt. Aber die Erfahrung hat gezeigt, daß die übeln Folgen oft sehr spät erscheinen, und wie viele Aerzte giebt es, die ihre Kranken so lange genau beobachten, daß sie auch diese späten übeln Folgen wahrnehmen können? Zur Ver-

thei-

theidigung des Sublimats läßt sich indessen vielleicht behaupten, daß das Blutspeyen und die zu frühe Niederkunft, die er zuweilen veranlaßt hat, wohl nicht ganz allein auf seine Rechnung zu schreiben sind. Personen, die schwanger sind, oder eine schwache Lunge haben, ist das Queckſilber überhaupt ein gefährliches Mittel, und vielleicht würde bey diesen auch eine jede andere Queckſilberzubereitung diese übeln Wirkungen gehabt haben. Indessen bleibt es, wie gesagt, immer rathsam, dies Mittel aufs behutsamste zu gebrauchen, so lange es nicht allgemein ausgemacht ist, daß es sicher ist; vornehmlich da man andere Mittel an seiner Stelle hat: und es bleibt immer sehr auffallend, was ein neuerer französischer Schriftsteller sagt; daß nemlich Auszehrungen und Schwindsuchten nie so häufig gewesen sind, als seit dem der Sublimat in allgemeinen Gebrauch gekommen ist. Mir sind drey Fälle vorgekommen, wo ich mit dem Sublimate nicht zufrieden gewesen bin. Einmal entstand während dem Gebrauche desselben ein heftiges Blutspeyen; jedoch bis jetzt, 3 Jahre nachher, habe ich nicht bemerkt, daß es üble Folgen gehabt hat. Ein andermal entstand ein schleichend Fieber mit merklicher Abzehrung des Körpers, welches durch Seltzerwasser und Milch gehoben wurde. Im dritten Falle vermochte er gegen einen venerischen Aus-

schlag an den Füssen nichts; welchen bald darauf das versüßte Queckſilber, bis zu einem leichten Speichelfluſſe gegeben, hob).

Hr. Brambilla urtheilt also vom Sublimate, daß er ein schädliches und unkräftiges Mittel ist. Vier Soldaten, die venerische Knochenauswüchse, Beinfraß, Gliederschmerzen hatten, nahmen ihn 36 Tage, ohne die geringste Linderung zu spüren. Die Einreibungen halfen in kurzer Zeit.

Verschiedene Officiers zu Prag bekamen vom Gebrauche des Sublimats eine Art des Schlagflusses an Händen und Füssen, andere ein schwaches Gesicht und Gehör, andere eine Auszehrung, andre Blutspeyen. Einige wurden durch erweichende Bäder und die Milchkur geheilt, einige aber blieben ohne Hoffnung, ihre vorige Gesundheit wieder zu erhalten. Ein Kranker bekam den vierten Tag ein so heftiges Fieber mit Kopfschmerzen und Durst, daß man ihm eine Ader öffnen, und den Sublimat aussetzen mußte.

Die Kur mit der Queckſilberpomade und dem versüßten Queckſilber ist viel gelinder, nutzbarer und weniger gefährlich. Ja nicht einmal dem versüßten Queckſilber ist Hr. B. recht gut. In eine

fri-

frische Wunde gestreuet, sagt er, verursacht es, gleich einem Etzmittel, die heftigsten Schmerzen; hat man also nicht Ursach, zu fürchten, daß es im Magen und Gedärmen ähnliche Wirkungen hervorbringt? Denen, die Blut speyen, schwache Nerven, oder einen schwachen Magen haben, bekommt es offenbar nicht.

Das laufende Queckſilber ist gelinder, und hat also alle diese übeln Eigenschaften nicht, und dies zieht nun Hr. B. allen andern Zubereitungen vor. Man kann es mit Gummi nach Plenks Vorschrift innerlich, oder in einer Salbe äusserlich gebrauchen. Das Plenkſche Mittel ist gut, wirkt aber langsamer als die Schmierkur. Diese ist die sicherste, wirksamste und geschwindeste Heilungsart. Der Verf. beschreibt die Art und Weise, wie er sie verrichtet, sehr vollständig, und entfernt alle Einwendungen, die man dagegen machen könnte. Das Ausbleiben der Zufälle solle man nicht für ein Zeichen der vollendeten Heilung halten. Dazu ist oft sehr wenig Queckſilber nöthig. — Wenn das Uebel in den Knochen sitzt, gefällt dem V. die Speichelkur vorzüglich. Zur Extinction hat er kein Zutrauen.

Heftige Leidenschaften ganz allein können zuweilen Entzündung und Brand erregen. Die neu-

geworbenen Soldaten fallen oft in Krankheiten, die sehr schwer zu heilen sind, wenn man ihnen nicht den Abschied ertheilt. Einige bekommen hitzige Fieber und sterben, andere werden närrisch oder scorbutisch. Hr. B. hat verwundete Soldaten gesehen, die durch einen Traum in so heftige Gemüthsbewegung gesetzt wurden, daß Entzündung und Brand in der Wunde entstand.

Ein Soldat, der sehr furchtsam war, verursachte sich, um ins Hospital zu kommen, durch ein blasenziehendes Mittel ein breites Geschwür an der Wade, das er durch allerhand kleine Künste offen erhielt. Er wurde endlich ins Hospital gesendet, und der B. heilte daselbst sein Geschwür in wenig Tagen. Als ihm angedeutet wurde, daß er nun wieder zu seiner Kompagnie zurückkehren müßte, erschrack er heftig, redete nicht, zwo Stunden drauf bekam er Frost, Hitze, Kopfweh, von neuem Entzündung und Geschwulst im Fusse, und, ohngeachtet man zur Ader ließ, den Tag drauf den Brand, der in wenig Tagen fast die ganze Wade einnahm. Aderlässe und die China machten alles wieder gut.

Von dem Brande alter Leute. Seine Ursache scheint theils in der Schwäche des Herzens,

theils

theils in der Vertrocknung der Gefässe der äussern Gliedmaassen zu liegen. Der Hr. v. Swieten setzt diesen Brand unter die unheilbaren Krankheiten, und hat es durch seinen eigenen Fall bewiesen, indem er an demselben gestorben ist. In vier Jahren bekam er ihn dreymal an den Zehen. Das erstemal waren nur die weichen Theile angegriffen, und er genas durch die Fieberrinde. Das zweytemal nahm er die Fieberrinde wieder, aber er konnte sie aus Eckel nur wenige Tage brauchen; er nahm den Schierling, und dieser rettete ihn. Das drittemal nahm der Brand geschwind zu, und ward, aller Hülfe ungeachtet, in kurzem tödtlich.

Blos von innerlichen und äusserlichen stärkenden Mitteln kann man in diesem Brande Hülfe erwarten: und unter diesen Mitteln ist die Fieberrinde das vornehmste. Ein solcher Brand an der Hand und am Knie eines ein und achtzigjährigen Mannes ward durch die China, Einschnitte, die man mit Styraxsalbe verband, und aromatische Bähungen, mit Verlust einiger Glieder an den Fingern, glücklich geheilt. — Imgleichen, ein vornehmer Kranker von 71 Jahren hatte in der Mitte der Schienbeinröhre den Beinfraß, der aber nicht tief in den Knochen drang, sondern ziemlich

superficiel war. Er war die Folge eines brandigen Geschwürs, das vor einiger Zeit an dieser Stelle von freyen Stücken entstanden war. Der Kranke befand sich übrigens ganz wohl, nur daß er durch die strenge Diät, die man ihm bisher vorgeschrieben hatte, sehr abgezehrt und entkräftet war. Der V. erlaubte ihm eine stärkende Diät, und verordnete ihm die China, und in kurzer Zeit erfolgte eine Abblätterung und die Heilung.

Eine weitläuftige Abhandlung, voll eigener Beobachtungen vom Mutterkorn, von der Kriebelkrankheit, und dem Brande, den sie zuweilen veranlaßt, übergehe ich.

Den Beschluß macht das Kapitel von dem Nutzen der Einschnitte bey grossen Quetschungen und beym Brande. Bey Quetschungen helfen Aderlässe, Klystiere und mehrere dergleichen Mittel nicht so viel, als Einschnitte in die gequetschte Stelle. Ein vornehmer Herr bekam durch eine vorbeystreifende Stückkugel eine so heftige Quetschung, daß er sogleich zu Boden fiel, und für todt gehalten wurde. Man bemerkte jedoch endlich einen schwachen Othem, und fand eine sehr grosse Quetschung am linken Schulterblatte. Flache Einschnitte, zertheilende Umschläge, vier Aderlässe brachten

den

den sinnlosen Kranken nicht zu sich. Als man endlich tiefe Einschnitte in die gequetschte Stelle machte, floß viel schwarzes Blut aus, der bisher geschwinde und harte Puls wurde weich und langsam, der Kranke kam zu sich, und ward in der Folge vorzüglich durch den innern Gebrauch der Fieberrinde, wovon er in vierzehn Tagen fünf Pfund nahm, völlig hergestellt.

Quetschungen am Kopfe mit Betäubung, Schwindel, Schlafsucht, niedergedrucktem Pulse, und verschiednen Zufällen, die eine Extravasation unter dem Hirnschädel vermuthen liessen, hat der V. gar oft, nachdem Aderlässe, Klystiere, zertheilende Umschläge, fruchtlos angewendet worden waren, durch grosse Einschnitte in die gequetschte Stelle glücklich geheilt. Er unterhielt die Blutung, beförderte die Eyterung; einige Kranken kamen sogleich, andere erst den folden Tag zu sich. Er glaubt, daß er durch diese Einschnitte zuweilen die Trepanation vermieden hat. Verschwanden aber diese Zufälle nicht, so trepanirte er.

Hr. B. glaubt, daß das ausgetretne Blut nach und nach verdirbt, sich auflöst, ins Blut zurückgesaugt wird, und von da als ein Absatz auf innere Theile geworfen werden, und den Tod verursachen kann. Dies beweiset eine Wahrnehmung von einem

Soldaten, der nach einer heftigen Quetschung am Kopfe, die er blos mit Brandewein wusch, einen Schmerz in der Leber bekam, und nach einiger Zeit starb. Hr. B. konnte ihn nicht öffnen, argwohnte aber eine Metastasis des ausgetretnen Bluts in die Leber (welches jedoch aus dieser Erzählung noch nicht ganz wahrscheinlich wird).

Soll man beym Brande bis ins Lebendige scarificiren? Ja nicht beym scorbutischen Brande, wegen der zu fürchtenden Blutung; aber wenn heftige Entzündung beym Brande ist, leeren die bis ins Lebendige dringenden Einschnitte die mit Blut überfüllten Gefässe aus, mindern als ein örtliches Aderlaß die Entzündung, und hemmen den Fortgang des Brandes.

VII.

Philosophical Transactions, giving Some Account of the present Undertakings, Studies and Labours of the Ingenious in many considerable Parts of the World. Volume LXV. For the Year 1775. Part. I. et II. London, pr. for Davis. 1775. 4.

Cooper von einem Kinde ohne Gehirn. Es war ein Zwilling. Der erstgebohrne Zwilling war natürlich gestaltet. Der zweyte hatte zwar die gewöhnliche Grösse eines ausgetragnen Zwillings: aber weder Gehirn, Rückenmark, Kopf, Hals, Aerme, noch Herz, Lunge, Zwergfell, Magen, Leber, Nieren und kleine Därme. Im Unterleibe fand man einige Nerven, deren Ursprung man aber nicht aufsuchen konnte, weil man dieses seltne Präparat nicht gern vernichten wollte. Einen grossen Darm, der sich in einen blinden Sack endigte, fand man im Unterleibe. Die Geburtstheile waren wohl gebildet. Puls- und Blutadern waren deutlich zu sehen, und enthielten rothes Blut.

Es ist schwer zu sagen, welche Kraft das Blut in diesen Gefässen bewegte, da das Herz mangelte. Der V. findet übrigens in dieser Wahrnehmung einen Beweis gegen die Wirkung der Einbildungskraft der Mutter aufs Kind. Diese, sagt er, konnte nicht die Ursach dieser monströsen Bildung seyn, denn das andre Kind war wohlgestaltet: die üble Wirkung der Einbildungskraft der Mutter müste sich nothwendig auf beyde Kinder erstreckt haben. (Ich überlasse es meinen Lesern, ob sie diesen Beweis annehmen wollen oder nicht, da hier der Ort nicht ist, ihn zu untersuchen).

Hr. Gooch von der Amputation über dem Knie. Hr. G. glaubt, daß der doppelte Schnitt zur Verhütung der bey dieser Amputation so häufig erfolgenden Hervorragung des Knochens nichts beytragen könne, und behauptet, daß diese Hervorragung weit seltner erfolgt, wenn man Haut und Fleisch mit einem Schnitte bis auf den Knochen durchschneidet. Dies beweist er durch die Geschichte eines jungen Menschen, dem man den Schenkel an dieser Stelle ablösete. Man zog die Haut so stark als möglich in die Höhe, befestigte sie mit einer Binde, durchschnitt Haut und Fleisch auf einmal bis auf den Knochen, sonderte die Muskeln von der Beinhaut ab, zog sie vermittelst des Riemens her-

auf,

auf, und sägte den Knochen ab. Dieser lag nach der Operation fast zwey Zoll tief im Fleische. Als die Entzündung gänzlich vorüber war, zog man die Haut mit Heftpflastern über den Stumpf zusammen. Die Heilung erfolgte ohne alle Abblätterung des Knochen, und nach derselben war der Stumpf mit einem sehr dicken Fleischpolster versehen.

(Daß der doppelte Schnitt zur Vermeidung der Entblösung des Knochen nichts beytragen kann, glaube ich gern, wird auch niemand leugnen. Auch ist dies die Absicht des doppelten Schnittes nicht, durch den blos Haut erspart wird. Diese ersparte Haut kann nicht die Verkürzung der Muskeln und die dadurch veranlaßte Hervorragung des Knochen verhüten; sondern dient blos dazu, das Fleisch zu bedecken, die Heilung abzukürzen, und den Umfang der Narbe zu vermindern. Aber daß beym doppelten Schnitte leichter und öfter eine Hervorragung entsteht, als beym einfachen Schnitte, glaube ich nicht. Ich finde keinen Grund, der dies zu beweisen schiene; und gegen die Erfahrung des V. muß ich erinnern, daß der V. in diesem Falle den glücklichen Erfolg offenbar nicht dem einfachen Schnitte, sondern der sorgfältigen Absonderung der Muskeln von der Beinhaut, wodurch er in den Stand gesetzt ward, die Muskeln so stark zurück zu ziehen, und

den

den Knochen so hoch abzusägen, daß derselbe nach der Operation zwey Zoll tief im Fleische lag, zu danken hat. Und was beweist überhaupt ein einziger Fall? Man hat auch zuweilen nach dem doppelten Schnitte eine geschwinde Heilung ohne Abblätterung und Hervorragung beobachtet. Aber ein andrer Einfall des V. verdient Aufmerksamkeit. Er glaubt, daß die vielen und langen Binden, deren sich vorzüglich die Franzosen bedienen, um das Fleisch herunter zu schieben, oder wenigstens um zu verhüten, daß es sich nicht zurück ziehet, Schuld an der Hervorragung des Knochen sind, und also gerade das verursachen, was sie verhüten sollen. Sie hindern, sagt er, den freyen Umlauf der Säfte, folglich die Verlängerung des Fleisches, verursachen eine Schwindung im Stumpfe, und die Folge davon ist, die Entblösung des Knochen. Es verlohnt sich wirklich die Mühe, durch Erfahrungen auszumachen, ob wirklich der Knochen nicht so oft entblöst wird, wenn man während der ganzen Kur den Stumpf leicht und locker verbindet. Vielleicht ist selbst der Druck, den die festen Binden verursachen, ein Reitz, der die Muskeln zu einer stärkern Verkürzung und Zurückziehung reizt).

Ebenderselbe von den **Pulsadergeschwülsten des Schenkels.** Eben bey der vorhergehenden Am-

pu-

putation sahe der V. die Schenkelpulsader in zwey gleich starke Aeste getheilt, die so nahe an einander lagen, daß sie beyde mit einem Faden unterbunden wurden. Vielleicht, sagt der V. leidet die Pulsader an diesem Theile öfter eine solche Theilung, als man glaubt; vielleicht ist sie wenigstens in den Fällen getheilt gewesen, wo die Operation der Pulsadergeschwulst des Schenkels einen glücklichen Erfolg gehabt hat.

VIII.

Noua Acta Regiae Societatis Scientiarum Vpsalienſis. Vol. I. Vpsaliae, apud Edmann, 1773. 4. 224 Seiten.

Solander von der Furia infernalis. Dieser Wurm, der in Finnland sehr häufig ist, frist sich in die entblößten Theile des Menschen ein, und erregt eine fürchterliche Krankheit. Es entsteht sogleich an der Stelle, in die er eingedrungen ist, ein schwarzer Fleck mit Jucken, der gleich dem Brande fortkriecht und breiter wird. Bald darauf entsteht ein unausstehlicher Schmerz, Fieber, und wenn nicht bald Hülfe geleistet wird, erfolgt der Tod in

wenig Tagen, ja Stunden. Die einzige Hülfe besteht darinnen, daß man den Wurm sogleich ausschneidet, wobey man sich sehr hüten muß, daß man ihn nicht entzwey reißt, und ein Stück zurück läßt, welches fürchterliche Folgen hat. Zuweilen ragt ein Theil des Wurms gleich einem kleinen schwarzen Haar aus der Haut hervor. Wenn man ihn an diesem Theile faßt und ausziehen will, empfindet der Kranke fürchterliche Schmerzen, und gemeiniglich zerreißt der Wurm. Da dieser Wurm die entblößten Theile des Körpers angreift, und folglich die Krankheit an Händen und Füssen am häufigsten entsteht, da sie mit sehr heftigen und schnell zunehmenden Schmerzen verbunden ist, und also eine doppelte Aehnlichkeit mit dem sogenannten Wurm am Finger hat, nennt sie der V. paronychia. Ja er vermahnt die Wundärzte, aufmerksam zu untersuchen, ob nicht wohl gar auch dieser gemeine Wurm am Finger wirklich durch einen Wurm verursacht wird. (Diese Untersuchung ist überflüssig; denn wir wissen es ganz gewiß, daß bey dieser Krankheit von einem Wurme nichts zu hören und zu sehen ist).

Hr. Aurivillius fand in dem Leichname eines 44jährigen Mannes, der ein starker Brandweintrinker, zwey Jahre vor seinem Ende mit Husten und

Eng-

Engbrüstigkeit beschweret gewesen, und plötzlich gestorben war, viel Fett im Unterleibe, Netze, und in der Gegend des Herzens, obgleich übrigens der Körper vielmehr mager als fett war; den Herzbeutel dick, zähe, und durch eine Art von Zellengewebe, in welchem verschiedne Stücken Knochen lagen, ans Herz befestigt.

Bergius von den Mitteln, die die Milch vermehren. Folgendes Mittel hat der V. zur Vermehrung der fehlenden Milch sehr bewährt gefunden. ℞ Rad. Foenic. Unc. ij. herb. foenic. aneth. chaerefol. aa. unc. j/ß. sem. foenic. unc. j. c. D. davon wird ein Absud bereitet, wovon die Frau täglich trinkt. Fünf Fälle die hier erzählt werden, beweisen die geschwinde Wirkung dieses Mittels. Dem Drucke der Schnürbrust auf die Brust während der Jugend oder Schwangerschaft, schreibt der V. den Mangel der Milch vorzüglich zu.

(Ich habe dieses Mittel bereits mit einem ganz unerwarteten Erfolge gebraucht. Ein Frauenzimmer, das sich nach einer leichten und glücklichen Niederkunft ganz wohl befand, verlohr ohne eine merkliche Ursach die Milch. Den neunten Tag nach der Niederkunft war die Milch gänzlich verschwunden, so daß sie bereits eine Amme suchen ließ. Man

sag-

sagte mir, dies sey vielleicht ein erblicher Fehler, denn alle Frauenzimmer aus ihrer Familie wären aus gleicher Ursach genöthigt gewesen, ihre Kinder durch Ammen stillen zu lassen. Sie trank diesen Thee. Nach 24 Stunden entstand unvermuthet ein Frost, und darauf eine zwölfstündige Hitze; mit einem Worte, ein wahrhaftes zweytes Milchfieber, bey dessen Endigung die Brüste von Milch aufschwollen. Sie war bereits denselben Abend im Stande ihr Kind zu stillen, und stillt es jetzt, sieben Wochen nach ihrer Niederkunft noch, ohne den geringsten Mangel an Milch zu merken).

IX.

Georg Willhelm Steins, der Arzneygelahrh. Doktor, Hochfürstl. Hessisch. Hofmedici, der Arzney, Wundarzney und Entbindungskunst ordentlichen Lehrers am Collegio Carolino ꝛc. Hebammencatechismus zum Gebrauche der Hebammen in der Grafschaft Lippe. Lemgo in der Meyerschen Buchhandlung, 1776. 8. 103 Seiten.

Der

Der Graf von Lippe-Detmold hat durch öffentliche Anstalten und Verordnungen das Hebammenwesen in seinem Lande auf einen Fuß gesetzt, der Nachahmung verdient. Er hat eine sehr weise Landhebammenordnung für alle Hebammen im Lande bekannt machen, zu Detmold eine öffentliche Hebammenschule errichten, und zum Behuf derselben gegenwärtigen Catechismus aufsetzen lassen. Dieser Schule ist eine geschickte und erfahrne Landhebamme vorgesetzt, welche schuldig und verbunden ist, nicht nur den angehenden Hebammen einen zureichenden Unterricht zu geben, sondern ihnen auch bey schweren und widernatürlichen Geburten mit Rath und That beyzustehen. Man hat diese Anstalt zugleich mit den neuesten und nöthigsten Instrumenten, vornehmlich mit Geburtsstühlen, und einer zum Unterricht verfertigten Geburtsmaschine versehen. Hier werden also die Hebammen unterrichtet und geübt, bis sie sich der Prüfung des Physicus unterwerfen, und hierauf als ordentliche Hebammen eidlich verpflichtet und bestellet werden können. Der Hr. Doctor Trampel ist der Urheber dieser Anstalt.

Das ganze Hebammenwesen und diese Schule steht unter der Aufsicht des Collegii medici, wel-

ches auf die genaue Beobachtung der Landhebammenordnung, und alle die Geburtshülfe ausübende Personen, männlichen und weiblichen Geschlechts, aufmerksam ist. Keine Person, die über 30 Jahr alt, und im Lesen und Schreiben ungeübt ist, wird zur Unterweisung in die Schule aufgenommen. Keine Hebamme, selbst kein Arzt und Wundarzt, darf ohne vorhergehendes Hebammenexamen die Hebammenkunst ausüben. Bey allen widernatürlichen Geburten, und selbst bey natürlichen, die innerhalb sechs Stunden nach Abgang des Kindswassers nicht geendigt sind, sind die Hebammen verbunden, den Beyrath und die Hülfe der Landhebamme, oder eines verpflichteten Geburtshelfers zu verlangen. Eben dieses sollen sie thun, wenn längstens eine Stunde nach der Entbindung die Nachgeburt noch nicht weg ist.

Keiner Hebamme ist erlaubt, Instrumente zu brauchen, oder die Wendung zu verrichten, wenn sie nicht wegen ihrer besondern Fähigkeit, durch eine besondre Erlaubniß vom Collegio medico ausdrücklich dazu authorisiret ist. Keine schwangere unentbundene Person darf begraben, sondern soll, so bald als möglich nach ihrem Tode, und wenn der Fall keinen Verzug leidet, von dem ersten besten Wundarzte, ja sogar wider Willen der Anverwandten, geöffnet werden.

Vom

Vom Catechismus selbst nur ein Paar Worte. Die Ausführung entspricht dem, was man vom Hrn. Prof. Stein erwarten kann. Alles ist der Fähigkeit der Hebammen angemessen: nichts, was sie nicht wissen sollen oder verstehen können; alles, was sie wissen müssen; und das deutlich und faßlich. Das ganze Buch besteht daher nur aus 4 Kapiteln. Im ersten wird von den weiblichen Geburtstheilen; im zweyten von der Schwangerschaft; im dritten vom Eye und der Frucht; im vierten von der natürlichen Geburt gehandelt.

Aus des Hrn. Prof. Steins gedruckten Nachricht vom Etat des Findel- und Geburtshauses zu Cassel zeige ich noch an, daß im vergangnen Jahre in besagtem Hause 127 Geburten vorgefallen sind. Von den Kindern sind 7 todtgebohren; von den Kindbetterinnen ist keine gestorben.

X.

La Pratique des Accouchements, contenant l'Hiſtoire critique de la Doctrine et de la Pratique des Principaux Accoucheurs, qui ont paru depuis Hippocrate juſqu'à nos jours: pour ſervir d'Introduction à l'Etude et à la Pratique des Accouchements. Par M. ALPHONSE LE ROY, Docteur Regent de la Faculté de Medecine de Paris, Profeſſeur de l'Art des Accouchements et des Maladies des Femmes. à Paris, chez le Clerc. 1776. 8. 212 Seiten.

Dies iſt der Anfang, oder vielmehr die Einleitung zu einem gröſſern und vollſtändigen Werke von der Entbindungskunſt, das ſich der V. zu ſchreiben vorgeſetzt hat, und wovon er uns am Ende dieſes erſten Theils den Plan mittheilt. Sie enthält die Geſchichte der Entbindungskunſt von ihrem erſten Urſprung an bis auf die jetzigen Zeiten. In derſel-

selben beurtheilt der V. das Verdienst eines jeden Schriftstellers. Von seinen Landsleuten urtheilt er sehr strenge; er haßt die Liebe derselben zu Instrumenten, und läßt ihnen überhaupt wenig Verdienst um die Entbindungskunst. Sogar seine noch lebenden Landsleute, und vorzüglich Hr. Levret, tadelt er frey und dreust. Die Ausländer, vorzüglich die Engländer, doch auch die Deutschen, liebt er; nur unsern Röderer ausgenommen, dem er fast alles Verdienst abspricht. Seine Lieblinge sind Deventer und Smellie; Mauriceau aber, Röderer und Levret trift die Geissel seiner Kritik am heftigsten. Ich finde ihn so unterhaltend, und seine Kritiken so scharfsinnig und frey, daß ich meinen Lesern einen kurzen Auszug aus dieser Geschichte mittheilen will.

Schon zu Zeiten der Hebräer gab es Hebammen; denn in der Geschichte des Pharao wird ihrer gedacht. Bey den Griechen standen sie in so grossem Ansehen, daß man sie weise Frauen nannte: ein Name, den sie in der französischen Sprache (sage femme) noch jetzt haben.

Hippokrates ist der erste, der einige aus Erfahrung entstandene Regeln der Kunst in eine Art von Wissenschaft vereinigte. Sein Buch von den

Frauenzimmerkrankheiten enthält manche schätzbare Regel, die man jetzt nur gar zu sehr verabsäumt. Er hielt viel auf die Vorbereitung der Geburtstheile zur Geburt durch erweichende Dämpfe und Salben. Er betrachtet das Kind in einer dreyfachen Lage; in der Queer, oder mit dem Kopfe, oder mit den Füssen voran. Auch scheint er verschiedne Lagen des Kopfs gekannt zu haben. Die Fußgeburten hielt er für sehr gefährlich. Die üble Lage des Kindes suchte er durch die Lage der Mutter zu bessern, denn er glaubte, das Kind liege so frey in der Gebährmutter, daß es sich hin und her bewegen könne. Der V. hält diese Meynung nicht ganz für lächerlich, und behauptet, daß das Kind kurz vor der Geburt seine Lage wirklich noch verändern könne; daß heftige Erschütterungen, und starke Reize am Muttermunde dazu Anlaß geben können; und versichert, selbst gesehen zu haben, daß nach solchen Veranlassungen das Kind seine Lage dergestalt veränderte, daß es die Füsse präsentirte, da kurz vorher der Kopf vorgelegen hatte. Hippokrates glaubte, daß das Kind durch seine eignen Kräfte viel zur Geburt beytrage, und daß also ein todtes Kind nie ohne Hülfe der Kunst gebohren werden könnte.

Galenus hält sich blos bey Theorie und physiologischen Fragen auf, und berührt den praktischen

Theil

Theil dieser Wissenschaft nicht. Er statuirt die Culbute. — Aetius ist ein Compilator. — Paulus Aegineta hat viel Verdienst um die Entbindungskunst. Er gab den Hebammen öffentlich Unterricht, und war in dieser Wissenschaft so berühmt, daß man ihm den Zunamen des Geburtshelfers gab. Aber er schrieb wenig davon. Er rathet, die Füsse des Kindes hervor zuziehen, wenn sie vorliegen, und öffnet den Kopf, wenn er zu groß ist.

Avicenna liebte das Ungewöhnliche, und schrieb den Aegineta aus. Er ist der erste, der eine Art von Zange beschrieben hat. —— Albucasis entfernte sich von der Natur, und liebte Instrumente.

Nach einem langen Zwischenraume, in welchem alle Wissenschaften ruheten, war Rhodius der erste, der die Entbindungskunst wieder anfing zu cultiviren. Er ist ganz praktisch und ein Feind aller Theorie. Viele haben ihn gebraucht ohne ihn zu nennen; viele haben ihn getadelt, die ihn nicht verstanden, ja gelesen haben. Er fing an, die Fußgeburten günstiger zu betrachten, als bisher geschehen war. Niemand vor ihm spricht von so mancherley Lagen des Kindes, als er. Er haßte die Instrumente.

Paré, Guillemau, Mauriceau, brachten Rhodius in Vergessenheit. Keiner von ihnen gedachte desselben in seinen Schriften, ob sie ihn gleich alle gar sehr nutzten, und keiner von ihnen einen Schritt weiter ging, als er. Alles, was Paräus in seinen Schriften von der Entbindungskunst hat, sind zerrissene Stücken aus den Griechen, Arabern, und dem Rhodius. Er schadete der Wissenschaft vorzüglich dadurch, daß er die Liebe zu Instrumenten von neuem rege machte.

Guillemau compilirte ohne Geschmack. — Mauriceau widmete sich einzig und allein der Entbindungskunst. Er schrieb ab, ohne seine Quellen anzuzeigen; lobte sich selbst auf eine unverschämte Art; leugnete die Schwangerschaft in den Trompeten; erfand ein unnützes fürchterliches Instrument, den Kopfzieher, und war in einmal angenommenen Meynungen so hartnäckig, daß er offenbaren Thatsachen widersprach. Er kannte den Mechanismus der Geburt nicht, und liebte folglich die Instrumente.

Um diese Zeit erfand man in Engelland die Zange. Chamberlan, der Erfinder, hielt seine Erfindung geheim, und kam nach Frankreich, um daselbst sein Geheimniß zu verkaufen. Aber der

Neid

Neid des **Mauriceau** war ihm im Wege, und nöthigte ihn, Frankreich unverrichteter Sachen zu verlassen. Um die Lehre von den Krankheiten der Frauenzimmer hat sich **Mauriceau** fast mehr Verdienst erworben, als um die praktische Entbindungskunst.

Um dieselbe Zeit lebten **Peu**, **Dionis**, **Portal**, **Viardel**, deren Verdienste um die Entbindungskunst sehr gering sind. Aber **Deventer**, ein selbstdenkender Mann, und sein höchstschätzbares Werk, machen eine Epoche in der Geschichte der Entbindungskunst. Er haßte die Instrumente, und bekümmerte sich um Grundsätze. Ihm haben wir vornemlich die wichtige Lehre von der Obliquität der Gebährmutter zu danken, in welcher ihn aber nur sehr wenige verstanden haben. Denn ganz irrig hält man diese Obliquität immer für einen Fehler; sie ist es nicht, sie ist natürlich, sie ist nothwendig, sie wird nur beziehungsweise auf die Lage des Kindes ein Fehler. — Er kannte den Krampf der Gebährmutter, und that in diesem Falle, den so viele verkennen, wo so viele zu Instrumenten greifen und Mutter und Kind tödten, mit seiner Pille aus Mohnsaft Wunder. Mit einem Worte, **Deventer** hat man eine Menge richtiger Grundsätze in der Entbindungskunst zu danken.

La Motte verdient Beyfall. Sein Werk enthält viel nützliches. — Ruysch und Roonhuysen, voll Kaufmannsgeist und Geheimnißliebe, kauften Chamberlans Erfindung, hielten sie geheim, verkauften sie um hohe Summen an andre wieder, und jedem mit einer gewissen Veränderung, so daß keiner von den Käufern das wahre Geheimniß, und jeder ein verschiednes Instrument hatte. Vermittelst dieser Kunstgriffe erwarb Roonhuysen seinen Erben den Ruf, daß sie Besitzer eines sehr wichtigen Geheimnisses wären.

Palfyn reisete alle Jahr nach London, um daselbst etwas neues aufzufangen, und von da nach Paris, um es daselbst als seine Erfindung bekannt zu machen. — Chapmans Werk ist fast nichts als eine Lobrede auf Chamberlans Instrument, und eine Kritik gegen Deventer. — Dawkes, ein Schüler des Deventer, vertheidigt seinen Lehrmeister und dessen Grundsätze, beschreibt die verschiedne Lage des Kindes vollständiger, und den Durchgang des Kopfs durchs Becken fast genauer, als Deventer.

In Frankreich vergaß man um diese Zeit fast ganz und gar, an Grundsätze und Wissenschaft zu denken, und beschäftigte sich blos mit Erfindung neuer, und Verbesserung alter Instrumente. In En-

Engelland hingegen suchte man Grundsätze, und beförderte den Fortgang der Wissenschaft, dem man sich in Frankreich mit aller Gewalt widersetzte. — **Manningham** ist ein classischer Schriftsteller. — **Ould** maß das Becken sehr genau aus; aber er leugnete eine offenbare Wahrheit; die Obliquität der Gebährmutter. — **Menard** ist ein sehr methodischer Schriftsteller, liebt aber die Instrumente zu sehr. Seine Verbesserung der englischen Zange ist verwerflich. — **Astruc**, ein blos theoretischer Geburtshelfer, entdeckte keine neue Wahrheiten; aber er sammlete die alten, und suchte die Wissenschaft auf Grundsätze zu reduciren.

Um diese Zeit errichteten die Wundärzte zu Paris ein öffentliches Lehramt der Entbindungskunst. **Puzos** war der erste, der diese Stelle erhielt. Er kannte nicht den Mechanismus der Geburt, und bekümmerte sich mehr um die Folgen der Geburt als die Geburt selbst. Um die Lehre von den Frauenzimmerkrankheiten hat er mehr Verdienst, als um die Entbindungskunst. Seine in grosser Unordnung hinterlassne Handschriften ordnete Herr des **Landes**.

Keiner unter allen empfindet die scharfe Kritik des V. mehr als unser sel. **Röderer**. Er suchte

in

in Frankreich und Engelland, sagt er, ein Talent, das ihn flohe. Er nahm Levrets Grundsätze an, und ward dadurch auf immer untüchtig, ein guter Geburtshelfer zu werden. Seine obseruat. de partu laborioso erregen Schrecken und Abscheu, und entdecken die fürchterlichsten Folgen der Liebe zu Instrumenten. Alle diese seine observ. beurtheilt der V. einzeln, und sucht in jeder Irrthümer und Fehler zu zeigen. Sein Buch ward in Frankreich übersetzt, und Hrn. **Levret** zugeeignet: der Bach floß in seine Quelle zurück.

Smellie ist einer von den vortreflichsten Geburtshelfern. Er war so glücklich, die Irrthümer und falschen Grundsätze, die er in Frankreich bekommen hatte, bey Zeiten einzusehen, und zu verlassen. Er bestimmt die verschiedne Beckenweite, und die Lage des Kindes, richtig und genau, verbessert die Zange, zeigt ihren Gebrauch, und meidet übrigens die Instrumente. Unter 600 Wahrnehmungen des **Smellie** sind kaum 12 Fälle, wo er Instrumente brauchte.

Hrn. **Levret** wird alles Verdienst abgesprochen. Er hat gar keine Grundsätze, widerspricht sich selbst, ist ein Geheimnißkrämer, vertheidigt die abeschmackte Meynung von der Culbute, behauptet fälschlich,

daß

daß die Lage des Kindes von der Insertion der Nachgeburt abhänge, ist ein Instrumentenhändler u. s. w. Mit einem Worte, nach der Meynung unseres V. hat niemand der Wissenschaft von der Geburtshülfe mehr Schaden gethan, als **Mauriceau, Röderer** und **Levret.**

Antoine Petit ist ein würdiger Nachfolger des **Deventer** und **Smellie.** — **Kamper** wird getadelt. — **Hunter** und **Leake** sind ein Paar grosse, einsichtsvolle und erfahrne Geburtshelfer.

Ich habe den V. allenthalben selbst reden lassen, und geglaubt, daß hier nicht der Ort ist, seine Kritiken weitläuftig zu untersuchen. So dreist, und ungünstig von seinen Landsleuten, und so vortheilhaft von den Engländern, hat noch kein Franzose geredet. Daß seine Kritiken Einsicht verrathen, daß seine Abneigung von den Instrumenten Beyfall verdient, daß er selbst ein belesener, selbstdenkender, erfahrner Geburtshelfer ist, ist unleugbar. Daß aber auch dann und wann der alte Haß der Aerzte gegen die Wundärzte einigen Antheil an seinen Urtheilen hat, ist stark zu vermuthen. — Von dem Plane des künftigen zweyten Theils will ich hier weiter nichts sagen, als daß Vollständigkeit, Ordnung und gute Grundsätze zum voraus daraus erhellen.

XI.

XI.

Sendschreiben an Herrn Stadtchirurgus Hellmann in Magdeburg, dessen Urtheil die Lobsteinschen Staarmesser betreffend, von Johann Heinrich Jung, der Arzneygel. Doktor, und ordentlichem Arzt zu Elberfeld im Herzogthum Berg. Frankfurt am Mayn, bey den Eichenbergischen Erben. 1775. 8. 1 Bogen.

Wegen einer kurzen Beschreibung der Lobsteinschen Staarmesser und ihres Gebrauchs verdient diese kleine Schrift vorzüglich gelesen zu werden. Das übrige betrift einen kleinen Streit, der wohl eben von keinen Folgen seyn wird. Hr. J. vertheidigt seinen Lehrer, den Hrn. Prof. Lobstein, gegen Hrn. Hellmann, der in seiner Abhandlung vom grauen Staare sagt: an den Lobsteinschen Messern hindert die starke Convexität der einen Fläche, die nach der Regenbogenhaut gekehrt ist, daß der Schnitt mit denselben nicht so leicht vollführet wird, und eben die-

diese Convexität macht auch, daß unnöthige Frictionen an der Regenbogenhaut, ja überhaupt unnöthige Pressung im Auge geschehen.

Dieses Urtheil des Hrn. H. erklärt Hr. Jung für offenbar falsch; er versichert, daß er sich dieser Messer selbst bedienet, und sich unter die glücklichsten Operateurs rechnen könne, und behauptet, daß Hr. H. die Lobsteinschen Messer nie gesehen haben könne. Ihre Klinge ist vorn sehr schmal und spitzig, und wird langsam breiter. Die eine Seite der Klinge ist platt und eben; die andre convex; und zwar folgender Gestalt. Hinten, wo die Klinge am breitesten ist, ist die Convexität mässig und ganz flach, nach der Spitze hin nimmt die Convexität zu, damit die schmaale Spitze stark genug bleibe, den Druck durch die Hornhaut auszuhalten, ohne zu biegen, oder zu brechen.

Sehr richtig bemerkt Hr. Jung, daß ein gutes Staarmesser so beschaffen seyn müsse, daß es leicht, ohne Widerstand, und ohne sich zu biegen, in die oft so harte Hornhaut eindringt; und daß das Lobsteinsche Messer, dessen Spitze nadelförmig, stark, zweyschneidig und sehr spitzig ist, so beschaffen ist: sehr richtig ferner, daß ein Messer, welches schnell breit wird, das Auge in den innern Augenwinkel stößt, und den glücklichen Erfolg der Operation hindert; daß hingegen ein Messer, das,

wie

wie das Lobsteinsche, eine langsam breiter werdende Klinge hat, diesen Fehler nicht hat, weil die Spitze bereits an der andern Seite der Hornhaut heraus, und das Auge gleichsam auf dem Messer befestigt ist, wenn der breitere Theil der Klinge in die Hornhaut gestossen wird; richtig endlich, daß nothwendig die Klinge allmählich breiter wird, um den zu frühen Ausfluß der wässerichten Feuchtigkeit zu verhüten. Die convexe Seite des Messers kann die Regenbogenhaut nicht reiben, denn sie wird während der Operation nach der Hornhaut gekehrt, und dies ist nothwendig, damit sie die Wunde in der Hornhaut immer anfüllt, und den Ausfluß der wässerichten Feuchtigkeit verhindert, und weil die Wunde in der Hornhaut nach vornen gemeiniglich gerundet wird, nach dem Auge zu aber gemeiniglich gerade bleibt.

Aus allem diesem erhellet nun freylich, daß H. Jung Recht hat, und daß die Hellmannsche Kritik der Lobsteinschen Staarmesser ungegründet ist. Indessen mag es Hr. Hellmann auch wohl so böse nicht gemeynt haben. Uebrigens verräth H. Jung in dieser kleinen Schrift gute Grundsätze und Einsichten; und daß er die Staaroperation selbst, und wie ich weiß, glücklich verrichtet, verdient Lob, Beyfall und Aufmunterung.

XII.

XII.

Joseph Jacob Plenks, der Wundarzney und Geburtshülfe ordentlichen Lehrers zu Tyrnau, Sammlung von Beobachtungen über einige Gegenstände der Wundarzneykunst. Verbesserte und vermehrte Auflage. Wien, bey Gräfer. 1775. 8. 340.

In dieser neuen Auflage hat Hr. Pl. die Abhandlungen von der Fieberrinde und dem Mohnsafte weggelassen, in den beybehaltenen Abhandlungen einige Verbesserungen gemacht, wozu die Kunstrichter Anlaß gegeben haben; und endlich einige ganz neue Aufsätze, die in der ersten Ausgabe nicht befindlich waren, eingerückt; und von diesen letztern will ich einige Nachricht geben.

Versuche über die Bisse der in Oesterreich befindlichen Schlangen. Es giebt sechs Schlangenarten in den Oesterreichischen Landen; keine einzige aber ist darunter, deren Biß schädlich oder tödtlich wäre.

Beobachtung von einem Beinbruche der grossen und kleinen Schienbeinröhre. Der Knochen war in verschiedene Stücke zerbrochen. Ein Stück davon, das ganz los war, ward sogleich ausgenommen. Da man den zweyten Tag den Bruch von neuem verruckt fand, richtete man ihn nicht wieder ein, sondern suchte nur der Entzündung vorzubauen. Den fünften Tag entstand ein heftiges Fieber, mit Brechen, Rasereyen und Zuckungen. Alle diese Zufälle verschwanden, als man die Ursache derselben, einen Knochensplitter, entdeckt und ausgezogen hatte. Bald darauf zeigte sich der Brand; aber auch dieser ward glücklich behandelt und gehoben. Endlich entstanden noch ein Paar Eytersammlungen, die von Knochensplittern erregt wurden. Zuletzt fand man, daß während der langen Folge von Zufällen die zwey Knochenenden abgestorben waren, und also die Heilung so bald noch nicht erwartet werden durfte. Sie erfolgte endlich nach einer langsamen Abblätterung. Der Fuß war kürzer als der gesunde.

Von einer besondern Kopfwunde. Ein Kind, 7 Wochen alt, starb unter Zuckungen, nachdem es wenige Stunden vor seinem Tode, bis dahin es sich vollkommen wohl befunden hatte, von freyen Stücken betäubt worden war. Die Mutter

bekennete, daß sie vor 16 Tagen dem Kinde ein schmales Federmesser in den Scheitel gestochen habe. Man fand auf der Stirnfontanelle eine 8 Linien lange Narbe, in der harten Hirnhaut die Stichwunde noch offen und nicht geschlossen, und in der Nähe derselben einige Löffel voll dünnes Eyter. Der vordere und mittlere Lappen der rechten Hälfte des Gehirns war etliche Zoll breit ganz mürbe. Man muß sich wundern, daß das Kind bis kurz vor seinem Tode wohl war, und so plötzlich starb.

Von einem Bruche des ringförmigen und schildförmigen Knorpels des Luftröhrenkopfs.

Eine Magd fiel mit der vordern Gegend des Halses auf den Rand eines hölzernen Wassereymers, und starb sogleich nach einigen Zuckungen, ohne einen Laut von sich zu geben. Man fand an der vordern Gegend des Halses eine Windgeschwulst; den ringförmigen Knorpel der Luftröhre an zwey Orten zerbrochen, und ein Stück davon einwärts gedruckt; den schildförmigen Knorpel der Luftröhre unten entzwey gespalten, und einen Theil davon gleichfalls einwärts gedruckt, dergestalt, daß die rima glottidis ganz verzogen und verschlossen war, und der Tod also einer Erstickung zuzuschreiben war.

XIII.

AVGVSTI GOTTLIEB RICHTERI, Medicinae Doctoris et Profeſſoris publici ordinarii, Societatis Regiae Scientiarum Gottingenſis, et Academiae Regiae Scientiarum Sueciae Membri, Obſervationum chirurgicarum, Faſciculus ſecundus. Gottingae, apud Dieterich. 1776. 8. 134 Seiten.

Dieſer Band enthält acht Aufſätze, wovon ſechſe, nämlich der von den Brüchen, vom Krampfaderbruche, von der Eröffnung der Luftröhre, von den Krankheiten der Stirnhöhlen, vom ſchwarzen Staare, und vom Staphylom, bereits in den neuen Commentarien der Göttingiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften befindlich, und in dieſer Bibliothek dritten Bandes zweyten Stücke pag. 328 ſqq. und dritten Bandes vierten Stücke pag. 634 ſqq. angezeigt worden ſind. Nur zwey ſind alſo neu; nämlich der von einer neuen Art, den Staar zu operiren, und der von den Polypen. Davon alſo ein Paar Worte.

Von

Von einer neuen Methode, den Staar zu operiren. Nicht selten folgt auf die Ausziehung des grauen Staares frühe oder spät, nach einigen Monaten oder Jahren, ohne alle Schuld des Wundarzts, eine neue Blindheit, die wahrscheinlich einer doppelten Ursach zuzuschreiben ist. Der Staar ist zuweilen blos ein örtlicher Fehler, zuweilen aber ein Zufall irgend einer allgemeinen Krankheit des Körpers, die, wenn sie nicht gehoben wird, nach der Operation des Staars noch immer aufs Auge zu wirken fortfährt, und die Ursach einer zweyten Blindheit wird. Wenn sich diese Krankheit nicht heben läßt, thut der Wundarzt sehr wohl, wenn er dem Kranken die Gefahr, in der er sich befindet, sein Gesicht wieder zu verliehren, nicht verbirgt, um ihn in den Stand zu setzen, die nöthigen Maaßregeln zur Verhütung der Gefahr zu ergreifen. — Aber auch wenn der Staar ein örtlicher Fehler ist, ist man nicht ganz sicher, daß das wiederhergestellte Gesicht nicht wieder verlohren geht.

Gemeiniglich ist die Ursach dieser zweyten Blindheit eine Verdunkelung der Kapsel, welche bey der Operation im Auge zurückgelassen wird. Mit dieser Verdunkelung der Kapsel ist mehrentheils eine Verengerung der Pupille verbunden; gemeiniglich

habe ich auch eine Verwachsung der Kapsel mit der Regenbogenhaut zu vermuthen Ursach gehabt.

Könnte man diese leidige zweyte Blindheit nicht vielleicht am gewissesten dadurch verhüten, daß man bey der Operation die Linse sammt der Kapsel, dem künftigen Sitze der zu fürchtenden Blindheit, auszöge? In der That ist es fast widersinnig, daß man die Kapsel zurückläßt. Sie leidet bey der Operation so viel; und es ist so wahrscheinlich, daß die Krankheit der Linse zum wenigsten immer mit einem übeln Eindruck auf die Kapsel verbunden ist, vermöge dessen sie mehr oder weniger Theil an der Krankheit der Linse nimmt, daß man sich wundern muß, daß es noch Fälle giebt, wo sich die Kapsel nach der Operation nicht verdunkelt, und diese zweyte Blindheit nicht erfolgt.

Die Zeichen des häutigen Staars sind sehr ungewiß. Die Verdunkelung der hintern Haut der Kapsel kann vor der Operation auf keine Art und Weise entdeckt werden. Der Erfolg der Staaroperation bleibt also in allen Fällen, auch unter den besten Zeichen ungewiß, weil man nicht weiß, ob nicht etwa auch ein häutiger Staar vorhanden ist. So bald man sichs zur Regel macht, die Kapsel allezeit sammt der Linse auszuziehen, hat man sich weiter um keinen Staar zu bekümmern.

Wie

Wie oft bleibt bey der Operation etwas von der Linse in der Kapsel zurück, das mit dem Löffel ausgezogen werden muß, oft aber auf keine Art und Weise ausgezogen werden kann. Auch diese Unbequemlichkeit vermeidet man, wenn man die Kapsel sammt der Linse ausziehet.

Man darf nicht einwenden, daß es noch immer Zeit genug ist, die Hornhaut zu öffnen, und die Kapsel auszuziehen, wenn diese zweyte Blindheit entstanden ist: und daß es also nicht nöthig ist, sie bey der Operation sogleich auszuziehen, wo man noch nicht weiß, ob sie in der Folge verdunkelt werden wird. Diese zweyte Operation ist mit grossen Schwierigkeiten verbunden. Der Kranke, durch den schlechten Erfolg der ersten Operation abgeschreckt, wird sich der zweyten nicht leicht unterwerfen; die Kapsel ist gemeiniglich an die Regenbogenhaut angewachsen; die Pupille verengert, ja geschlossen; lauter Schwierigkeiten, mit denen man bey der ersten Operation gar nicht zu kämpfen hat.

Aber kann man denn auch die Kapsel sammt der Linse ausziehen? Bey vier Operationen, die ich verrichtete, kam die Linse mit der Kapsel unvermuthet, und ohne mein Zuthun hervor. Die Operation war leicht, der Erfolg glücklich, und die Zufälle nach der Operation waren ganz unbedeutend.

Diejenigen, die den Staar niederdrucken, glauben gemeiniglich, daß sie die Linse aus ihrer Kapsel heraus und auf den Boden des Augapfels drucken; ich bin aber überzeugt, daß sie jederzeit die Linse sammt der Kapsel niederdrucken. Und wenn also die Kapsel leicht und mit glücklichem Erfolg niedergedruckt werden kann, warum soll sie nicht eben also auch ausgezogen werden können? Doch ich muß erst beweisen, daß die Kapsel mit niedergedruckt wird. Ich habe in Gegenwart meiner Zuhörer oft die Operation der Niederdruckung an Schweinsaugen mit aller nur möglichen Genauigkeit verrichtet, das Auge hernach geöffnet, und die Linse fast immer noch in ihrer Kapsel gefunden. — Wenn nach der Operation der Niederdruckung die Kapsel an ihrem Orte bleibt, läßt sich nicht einsehen, wie es möglich ist, daß die niedergedruckte Linse zwey ja zehn Jahre nach der Operation wieder in die Höhe steigen kann. Die leere Kapsel schließt sich nothwendig, der Druck der wässerichten und gläsernen Feuchtigkeit preßt ihre vordere und hintere Haut zusammen; und nun sehe ich wirklich nicht ein, durch welchen Weg die Linse wieder in die Höhe steigen kann. Und wie es möglich ist, daß die wiederaufsteigende Linse zuweilen in die vordere Augenkammer fällt, welches doch wirklich zuweilen geschieht, und ich selbst gesehen habe, läßt sich vollends nicht erklären,

ren, wenn man annimmt, daß die Kapsel nicht mit niedergedruckt wird. — Einmal habe ich gesehen, daß eine niedergedruckte Linse zehn Jahre nach der Operation wieder aufstieg, und in die vordere Augenkammer fiel. Ich zog sie aus, und fand, daß sie mit ihrer Kapsel umgeben war. Andere haben dasselbe beobachtet.

Ist es ferner wol glaublich, daß bey der Operation die Staarnadel wirklich den Weg so genau geht, den sie nach der Regel gehen soll; d. i. immer innerhalb der Kapsel bleibt, nur die Krystalllinse, nicht die Kapsel faßt und niederdruckt? Ich bin überzeugt, daß die Staarnadel ausserhalb der Kapsel bleibt, und daß, wie auch schon H. Acrell bewiesen hat, die sogenannte Ferreinsche Methode ein sehr unnützer und lächerlicher Einfall ist.

Aus allem diesem erhellet nun, daß man di Kapsel wirklich leicht und ohne alle Gefahr ausziehen kann. Am besten möchte es wol seyn, die Kapsel ganz, und sogleich mit der Krystalllinse auszuziehen; und in der Absicht ist weiter nichts nöthig, als die Eröffnung der Kapsel zu unterlassen, und nach geschehener Eröffnung der Hornhaut, sogleich durch einen behutsamen Druck Linse und Kapsel allmählig auszudrucken und abzusondern. Dies habe ich in

Gegenwart meiner Zuhörer oft und leicht an Schweinsaugen gethan. Zuweilen möchte freylich wohl die Kapsel wider die Absicht entzwey springen, und die Linse allein hervorkommen. Alsdann käme es drauf an, ob man die leere Kapsel nicht mit einer feinen Zange fassen und ausziehen könnte. Es könnte auch wohl zuweilen die Kapsel mit der Haut der gläsernen Feuchtigkeit widernatürlich und so fest zusammenhängen, daß die Absonderung der Kapsel unmöglich, oder wenigstens mit der Gefahr des Vorfalls der gläsernen Feuchtigkeit verbunden wäre: und in diesem Falle möchte es vielleicht rathsam seyn, an die Ausziehung der Kapsel nicht zu denken.

Ich bin weit davon entfernt, diese Methode für ausgemacht sicher, und zuverlässig gut zu halten. Sie ist vielmehr bis jetzt weiter nichts als ein Projekt, das doch nicht ohne allen praktischen Grund ist. Meine Absicht ist hier nicht, es zu empfehlen, sondern nur, die Wundärzte zu Versuchen aufzumuntern, um durch Erfahrungen zu bestimmen, ob der Vorschlag thunlich ist, oder nicht. Vielleicht entdeckt Erfahrung und Zufall einen Handgriff, der die Ausführung des Vorschlags erleichtert.

Von

Von den Polypen. Es giebt viel Nasenpolypen, die nicht unterbunden werden können; weit öfter findet die Ausreissung statt. Aber daß es auch Fälle giebt, wo der Polyp nicht ausgerissen werden kann, beweiset folgende Geschichte eines mit einem grossen Nasenpolypen beschwerten Mannes, der sich mir anvertrauete. Der vordere Theil des Polypen, der im Nasenloche lag, dasselbe ganz anfüllte und ungeheuer ausdehnte, hatte die Gestalt eines halben abgebißnen Apfels, und war ganz hart: er konnte also mit der Zange gar nicht gefaßt werden, und da er so hart und groß war, konnte kein Instrument an der Seite desselben in die Nase gebracht werden. Ueber dies blutete der Polyp heftig bey der geringsten Berührung, ja sogar bey der geringsten Erschütterung durch Niesen. So oft ich ein Instrument zum Ausreissen oder Unterbinden nur anfieng in die Nase zu bringen, stürzte das Blut hervor. Dergleichen starke und heftige Blutungen hatte der Kranke seit einem halben Jahre so oft gehabt, daß er ganz entkräftet war, ein schleichend Fieber, geschwollne Füsse hatte, kaum allein gehen konnte, und bey dem geringsten Anfall einer neuen Blutung ohnmächtig wurde. Ich durfte also ans Ausreissen weiter nicht denken, da ich eine starke Blutung befürchten mußte, die bey der grossen Entkräftung des Kranken leicht üble Folgen hätte haben können.

In

In der Verlegenheit, in der ich mich befand, entschloß ich mich zu folgender Kurart. Ich nahm ein Instrument, das einem starken Troikart glich, nur mit dem Unterschiede, daß die Röhre ein Paar queer Finger kürzer war, als der Nagel. Diese Röhre umwickelte ich mit feuchter Leinewand, setzte sie in die Nase auf die Mitte des Polypen, und füllte das Nasenloch rings um die Röhre herum mit feuchter Charpie aus, darauf stieß ich geschwind den glühenden Nagel durch die Röhre so tief in den Polypen, als derselbe aus der Röhre hervorragte. — Es erfolgte ein kleines Fieber mit Kopfschmerzen, das aber durch kühlende Mittel und erweichende Einspritzungen gar bald gehoben wurde. Nach acht Tagen gerieth der ganze Polyp in eine starke Eyterung, die durch erweichende Einspritzungen unterhalten und befördert wurde. Ich mußte wegen andrer Geschäfte den Kranken verlassen, doch erhielt ich bald nachher die Nachricht, daß die Eyterung noch fortdauere, und der Polyp so sehr vermindert sey, daß der Kranke bereits durch die Nase Othem hohlen könne.

Ich weiß, daß man die Etzmittel schon längst zur Heilung der Polypen gebraucht hat; aber man hat damit gemeiniglich nur den vordern Theil des Polypen berührt, und nichts ausgerichtet. Soll

das

das Ezmittel etwas helfen, so muß es den ganzen Polypen auf einmal in Entzündung und Eyterung setzen; und das thut es, wenn es auf die oben beschriebne Art in den Körper des Polypen gestossen wird. Es ist nicht nöthig, daß die Eyterung bis zur völligen Verzehrung des Polypen unterhalten wird. Sobald der Polyp durch die Eyterung hinlänglich vermindert ist, kann man ihn ausreissen oder unterbinden, und so kann man also das glühende Eisen hier als ein Mittel gebrauchen, nicht den Polypen ganz zu tilgen, sondern nur ihn bis auf den Grad zu vermindern, wo er bequem ausgerissen oder unterbunden werden kann.

Ich habe in dieser Abhandlung auch einen Vorschlag zur Verbesserung der Polypenzange gethan, die in gewissen Fällen vielleicht sehr bequem seyn möchte. Wenn der vordere Theil des Polypen hart und groß ist, kann man die Zange selten tief in die Nase bringen, und den Polypen nahe an der Wurzel anfassen. Der vordere harte Theil des Polypen liegt zwischen den Aesten der Zange, und hindert entweder die Zange tief einzubringen, indem er ihre Löffel zu weit von einander entfernt; oder wenn sie ja tief eingebracht ist, hindert er die Zange zu schliessen. Vielleicht fällt diese Schwierigkeit weg, wenn man die Aeste der Zange im Gewinde

aus einander nehmen, jeden besonders einbringen, und dann wieder vereinigen kann; und wenn die Aeste der Zange nahe am Gewinde dergestalt gebogen sind, daß der vordere Theil des Polypen Platz zwischen ihnen hat. Eine schlecht gerathne Abbildung giebt mehr Erläuterung davon.

XIV.

Dissertatio inauguralis medica de Erroribus quibusdam in Cura fracturarum ossium frequenter commissis, quam pro Gradu Doctoris publicae Disquisitioni submisit IOANNES FRIDERICVS CHRISTIANVS OTTO, Hildesiensis, Gottingae, 1775.

Ich zeige diese akademische Streitschrift an, weil ich glaube, daß sie verschiedenes enthält, das sehr nützlich ist, und den Wundärzten nicht oft genug gesagt werden kann. Ihr Verfasser, jetzt praktischer Arzt in Hannover, ist einer meiner fleissigsten Zuhörer gewesen.

Der

Der Transport des Kranken, von dem Orte, wo er den Knochen zerbrochen hat, nach dem Orte, wo er sich während der Kur aufhalten will, ist, wenn nicht die nöthige Vorsicht dabey gebraucht wird, mit grosser Gefahr verbunden. Durch die dabey unvermeidlichen Bewegungen und Erschütterungen wird gar oft der Knochen, der anfangs nicht verruckt war, verruckt, der Bruch, der anfangs einfach war, complicirt; werden nothwendig die Knochensplitter in Bewegung gesetzt, die fleischichten Theile zerstochen, verwundet, gereizt, Schmerzen und Blutungen und mancherley fürchterliche Zufälle erregt, die nicht dem Beinbruche, so wie er anfangs war, sondern dem unvorsichtigen Transporte zuzuschreiben sind. Es ist daher offenbar, daß die Besorgung des Transports des Kranken einen Haupttheil desjenigen ausmacht, was dem Wundarzte im Falle eines Beinbruchs zu thun obliegt. Dieser Gegenstand ist vorzüglich im Felde von grosser Wichtigkeit, wo der verwundete Soldat mit zermalmten Knochen oft mehr als einmal von einem Orte zum andern transportirt wird.

Ehe man den Kranken in Bewegung setzt, muß man also nothwendig das zerbrochne Glied dergestalt verwahren, daß der zerbrochne Knochen durch die beym Transporte unvermeidlichen Erschütterungen

gen

gen auf keine Art und Weise bewegt oder verruckt werden kann. Und dies geschieht vornemlich durch die Anlegung des Wathenschen Conduktors, eines sehr einfachen, wohlfeilen, und höchst nützlichen Instruments. Auch das Aitkensche Instrument wird vorzüglich beym Scheinkelbruch empfohlen; ist jedoch aber zusammen gesetzter und unbequemer. (Zugleich muß man freylich auch auf die Verminderung der Erschütterung sehen. Und in der Absicht gefällt mir der Einfall eines französischen Feldwundarztes, jeden Transportwagen mit einer Hangematte zu versehen, in welcher der Kranke vor allen heftigen Erschütterungen sicher liegt).

Alle Instrumente, die die Alten zur Ausdehnung und Einrichtung zerbrochner Glieder gebrauchten, hatten Gewalt zur Absicht. Aber es kömmt nach Hr. **Potts** sehr richtiger Bemerkung hier nicht sowol darauf an, die Gewalt der Muskeln durch Gegengewalt zu überwinden; als vielmehr die Gewalt der Muskeln zu schwächen, d. i. zu machen, daß die Muskeln der Ausdehnung des Gliedes sich nicht widersetzen. So bald die Muskeln nicht widerstehen, ist wenig Gewalt zur Ausdehnung nöthig, sind alle Instrumente der Alten überflüssig. Die Muskeln aber widerstehen wenig, wenn man sie so viel als möglich erschlafft; und man erschlafft

sie,

sie, wenn man das Glied mässig beugt. Mit Recht wird also hier die Pottsche wichtige Regel empfohlen, das zerbrochne Glied während der Ausdehnung und Einrichtung mässig zu beugen.

Damit der eingerichtete Knochen sich nicht wieder von neuem verrucke, umgiebt man nun gemeiniglich das Glied mit einem sehr festen und weitläuftigen Verbande. Verschiedne legen drey, wenigstens zwey lange schmale Binden in Zirkelgängen, vorzüglich in der Gegend des Bruchs fest um, um eine neue Verruckung zu verhüten. Diese Binden liegen gemeiniglich entweder zu fest oder zu locker; im ersten Falle erregen sie Schmerz, Entzündung, Brand u. s. w. im letzten können sie eine neue Verruckung nicht verhüten. Gesetzt aber auch, eine geübte Hand legt sie an, und vermeidet beyde Excesse: wozu hilft es? Die Entzündung, die in den ersten Tagen gemeiniglich entsteht, leidet eine mässig feste Binde nicht, und ändert den Umfang des Gliedes täglich, nöthigt den Wundarzt auch die Binde täglich zu ändern, und dies geschiehet nicht ohne Bewegung des Gliedes, und Gefahr den Knochen von neuen zu verrucken.

Vornemlich schaden diese Binden, wo Knochensplitter sind, oder wenn die Knochenenden we-

gen irgend einer Ursach nicht genau an einander liegen, indem sie die fleischichten Theile gegen die Spitzen und scharfen Ecken der Knochen drücken, und dadurch Reiz, Schmerz und Entzündung erregen.

Man muß die Kraft, die eine neue Verruckung verursachen kann, tilgen, nicht ihr eine Gegenkraft entgegen setzen. Und diese Kraft ist wiederum vorzüglich in der Wirkung der Muskeln zu suchen, wodurch, vorzüglich bey ungleichen und schiefen Brüchen, das Glied verkürzt, und die Knochen übereinander gezogen werden. Die mässig gebogne Lage nach den Grundsätzen des Hrn. Potts, in welcher die Muskeln erschlafft werden, und also wenig oder gar nicht auf den Knochen wirken, ist also das Hauptmittel, eine neue Verruckung des Knochen zu verhüten.

In der That ist es ganz unmöglich, einen Knochenbruch durch Binden zu befestigen. Man kann von einer Binde weiter nichts erwarten, als daß sie den Theil bedeckt, die übrigen Verbandstücke befestigt, und die äusserlichen etwa nöthigen Arzneymittel applicirt. Und dies thut die achtzehnköpfige Binde, die bequem und ganz unschädlich ist, die man öffnen und schliessen kann, ohne den Theil in die geringste Bewegung zu setzen, und die also bey allen Beinbrüchen den Vorzug verdient.

Eine

Eine gute Schinne muß drey Eigenschaften haben: sie muß aus einer festen und harten Materie bestehen, die nicht nachgiebt; sie muß genau an den Theil anschliessen, und so lang seyn, daß sie bis über das obere und untere Gelenk des zerbrochnen Knochen reicht. Die gemeinen Schinnen haben fast keine einzige von diesen Eigenschaften. Sie sind von Holz; da nun aber die Glieder auf die sie gelegt werden von verschiedner Dicke sind, ihre Rundung aber unveränderlich ist, können sie offenbar nie genau anschliessen; sie werden zu flach oder zu hohl seyn, und im letztern Falle, das Glied nur mit ihren zwey Rändern berühren, drücken und Schaden thun. Man muß also die Figur der Schinne nothwendig verändern, ihre Höhlung bald vermehren, bald vermindern können; das ist, die Schinne muß aus einer Materie bestehen, die sich beugen läst; aber doch auch stark und hart genug ist, das Glied zu befestigen. Die zinnernen Schinnen haben diese nöthige Eigenschaft, und verdienen also vor allen andern den Vorzug. Die Schinnen von Pappe oder Pfundleder werden in Fällen, wo Embrokationen nöthig sind, immer weich erhalten, und helfen also nichts. In Fällen, wo es also nicht nöthig ist, den äussern Verband zu befeuchten, kann man sich allenfalls ihrer bedienen.

Daß die gewöhnlichen Schinnen viel zu kurz sind, ist bereits allgemein bekannt. Sie befestigen das Glied nicht, liegen fest auf der Stelle des Bruchs, und drucken dieselbe durch ihre Dicke und Härte. Die langen Schinnen hingegen, die bis über das obere und untere Gelenk des zerbrochnen Gliedes reichen, befestigen dasselbe vorzüglich, liegen auf der Stelle des Bruchs nicht fest auf, und verhindern also nicht allein die Verruckung des Knochen zur Seite, sondern auch wirklich die Verkürzung des Gliedes, wenn sie recht genau anschliessen, und vorzüglich in der Gegend des Gelenks so sorgfältig ausgeschnitten sind, daß sie das obere und untere Gelenk genau und fest umfassen. (Ein Muster einer solchen Schinne ist die Thedensche Maschine zum Schenkelbruche, die ich im vorhergehenden Stücke angezeigt habe, und die noch besser seyn würde, wenn sie nicht aus Nußbaumholz, sondern aus Zinn verfertigt würde).

Gemeiniglich spricht man viel von der nöthigen Verminderung des Callus, wo er zu häufig ist, durch Abführungen, sparsame Diät, fest angelegte Binden; so wie auch von der Vermehrung desselben, wo er fehlt, durch nahrhafte Speisen und Getränke ꝛc. Daran ist kein Zweifel, daß dieser Knochensaft in jugendlichen und starken Körpern häufiger und geschwin-

schwinder, in alten, schwachen, abgezehrten langsamer und sparsamer erzeugt wird. Aber daß der wirklich unförmliche und luxurirende Callus einem Ueberfluß der Säfte und Kräfte des Körpers zuzuschreiben sey, und durch schwächende und ausleerende Mittel gehemmt oder verhütet werden könne, ist eben so wenig wahr, als daß das wilde Fleisch in Fleischwunden einem Ueberfluß der Säfte und Kräfte zuzuschreiben ist, und durch schwächende und ausleerende Mittel verhütet oder gehemmt werden könne. So wie, wenn die Lippen einer Fleischwunde genau an einander gelegt und erhalten werden, gemeiniglich eine fast unmerkliche Narbe erfolgt, wird auch bey Knochenbrüchen wahrscheinlich der Callus fast unmerklich seyn, wenn die zwey Enden des zerbrochnen Knochen genau an einander liegen; und daher pflichtet der V. dem Hrn. **Pott** bey, welcher behauptet, daß das beste Mittel, einen unförmlichen Callus zu verhüten, darinnen bestehe, daß man den Bruch genau und sorgfältig einrichtet, und eine jede neue Verruckung, auch die kleinste, aufmerksam verhütet.

Das Aderlassen wird bey schweren complicirten Beinbrüchen zum grossen Schaden des Kranken sehr gemißbraucht. Man denkt an nichts, als an die Entzündung, und hält das Aderlaß, wo nicht für

das einzige, doch für das vorzüglichste Mittel, sie zu verhüten. Daß bey diesen Brüchen die Entzündung die größte Aufmerksamkeit des Wundarzts verdient, und daß das Aderlaß ein kräftiges Mittel dagegen ist, kann nicht geleugnet werden; aber es ist auch sehr wohl zu merken, daß der Wundarzt nicht allein auf die Entzündung, die Entkräftung und Ausleerung erfordert, sondern auch auf die Eyterung, die Kräfte erfordert, Rücksicht haben muß; und daß das Aderlassen nicht das einzige Mittel wider die Entzündung ist, daß es noch viel andere Mittel dagegen giebt, die gemeiniglich verabsäumt werden, und durch deren vernünftigen Gebrauch man es oft dahin bringen kann, daß auch bey sehr heftigen Entzündungen das Aderlaß unnöthig wird.

In der That erfordert die Eyterung weit mehr Aufmerksamkeit als die Entzündung; sie tödtet weit mehr Kranke als die Entzündung; der Sturm der Entzündung ist weit leichter zu stillen, als die Entkräftung und Auszehrung bey der Eyterung zu heben ist: die Kräfte lassen sich leichter vermindern als vermehren. Sehr merkwürdig ist es, daß, nach Kirklands Erfahrung, unter denen mit complicirten Beinbrüchen behafteten Kranken, die vorzüglich häufig sterben, denen während der Entzündung viel Blut gelassen wird. So nothwendig ist es also, wäh-

während der Entzündung das Blut auf alle mögliche Art zu sparen, das bey der folgenden Eyterung der Kranke so nöthig hat.

Man hat, ausser dem Aderlasse, viele Mittel, die Entzündung zu dämpfen, die darinnen einen grossen Vorzug vor dem Aderlasse haben, daß sie die Kräfte des Kranken nicht erschöpfen, und dennoch der Entzündung sehr kräftig steuren. Diese Mittel verabsäumt man gemeiniglich gar zu sehr, und eben dadurch setzt man sich in die Nothwendigkeit, viel Blut zu lassen.

Man verhütet einen grossen Theil der Entzündung, wenn man die Blutung aus der Wunde nicht zu eilig stillt, und wenn es Zeit ist, sie zu stillen, sich nicht solcher blutstillender Mittel bedient, die die Wunde reizen und entzünden, wie Brandwein, Etzmittel, die Ligatur u. s. w.

Nicht selten vermehrt die Entzündung ein Zuwachs des Fiebers aus den ersten Wegen, gegen welchen Aderlässe nichts vermögen. Das Schrecken des Kranken bey der Verwundung, die Furcht für den Ausgang, die gestöhrte Verdauungskraft des Magens, der vielleicht zur Zeit der Verletzung mit Speisen angefüllt ist, sind die vornehmsten Ursachen,

welche eine Verderbniß in den ersten Wegen veranlassen, die oft sehr grossen Antheil an der Heftigkeit der Entzündung hat, den unaufmerksamen Wundarzt zu unnützen Aderlässen verleitet, und allein durch Brech- und Purgiermittel gehoben werden kann.

Die üble Gewohnheit, frische Wunden mit aromatischen und geistigen Mitteln zu verbinden, ist sehr oft zum Theil Ursach an der Heftigkeit der Entzündung. Nichts endigt die Entzündung zuverlässiger als die Eyterung. Alles, was die Eyterung hindert, unterhält folglich und verlängert die Entzündung; und dies thun aromatische und spirituöse Mittel; alles, was die Eyterung befördert, beschleunigt das Ende der Entzündung, und dies thun erweichende Mittel. Unmöglich kann das einer frischen Wunde zuträglich seyn, was Spannung vermehrt, trocknet, Ausfluß hemmet, Stockung und Anhäufung vermehrt; und dies thun geistige Mittel: nothwendig muß das zuträglich seyn, was die Oeffnungen der zerrissenen Gefässe öffnet, den Ausfluß unterhält, die stockenden Säfte ausleert, und Geschwulst und Stockung verhütet; und dies thun erweichende Mittel. In der That, beym Gebrauche dieser letztern Mittel hat man bey weitem nicht so viel Aderlässe nöthig, als beym Gebrauche der erstern.

Die

Die wahrhafte gründliche Cur der äussern Entzündungen besteht darinne, daß man den Reiz hebt, der die Säfte in heftige Bewegung setzt; nicht die Säfte ausleert, die heftig bewegt werden. Der Schmerz in der Wunde ist der vornehmste Reiz, der den Sturm erregt; der Wundarzt, der diesen Reiz zu tilgen oder zu mindern sucht, wird wenig Aderlässe nöthig haben. Er mindert ihn, wenn er die fremden Körper in der Wunde sorgfältig sucht und auszieht; wenn er das verwundete Glied in eine solche Lage bringt, in welcher die entzündeten Fibern nicht gespannt, sondern so viel als möglich erschlafft sind; wenn er die Wunde weich und leicht verbindet, nicht druckt und mit Charpie ausstopft; wenn er die schmerzhafte Spannung in der Wunde nicht durch geistige Mittel vermehrt, sondern durch erweichende mindert; wenn er den Mohnsaft, dies grosse Mittel bey Entzündungen, welches den Reiz, der nicht gehoben werden kann, besänftigt, zu gebrauchen weiß.

Den Beschluß machen einige nützliche Regeln, die bey der Eyterung zu beobachten sind; die ich aber hier übergehe, da sie bekannt genug sind.

XV.

Dissertatio inauguralis medica de Amaurosi: solenniter ventilata a DANIELE NOOTNAGEL, Hamburgensi, Erlangae, 1776. 4.

Ich zeige diese Probeschrift eines meiner hofnungsvollesten Zuhörers nicht allein deswegen an, weil in derselben die vorzüglichsten Ursachen und Kurmittel des schwarzen Staars zusammengetragen und mit vieler Einsicht beurtheilt sind, sondern auch weil hier und da eigene Bemerkungen des V. vorkommen, die derselbe in den Hospitälern zu Wien, wo er sich nach geendigten akademischen Jahren eine Zeitlang aufgehalten hat, zu machen Gelegenheit gehabt hat.

Auch Hr. N. hat, so wie ich und Janin, gesehen, daß bey einem vollkommenen schwarzen Staare die Pupille beweglich war. Daß die bleiche und trübe Farbe der Pupille, die beym schwarzen Staar zuweilen beobachtet wird, zuweilen den Irrthum veranlaßt, die Krankheit für einen anfangenden grauen

Staar

Staar zu halten, iſt zuverläſſig. Zwey Zeichen verhüten dieſen Irrthum: die Trübheit der Pupille iſt nicht in Proportion mit dem Grade der Schwäche des Geſichts; und der Sitz dieſer Trübheit iſt nicht wie beym grauen Staare nahe hinter der Pupille, ſondern tiefer hinten im Auge, ſehr oft, wie auch Hr. N. ſelbſt geſehen hat, von der Beſchaffenheit, daß es unmöglich iſt, zu beſtimmen, ob er vorn oder hinten im Auge iſt. Die ungewöhnliche Erweiterung und Trägheit der Pupille iſt kein Zeichen des anfangenden ſchwarzen Staars: ſie iſt oft, wie **Boſch** und **Phelſum** beobachtet haben, ein Symptom der Würmer; zuweilen nach **Warners** Bemerkung der ſcrophuloſen Kakochymie, nach **Whytts** Bemerkung des widernatürlich angehäuften Waſſers im Gehirn. Hr. N. hat ſelbſt jemanden gekannt, der jedesmal eine ſehr weite und träge Pupille hatte, ſo oft er mit Unreinigkeiten in den erſten Wegen beſchweret war. Ein Purgiermittel verminderte die Pupille ſogleich.

Hr. N. nimmt nach den verſchiednen Urſachen vier Hauptgattungen des ſchwarzen Staars an. Die Urſach deſſelben iſt entweder im rothen Blute, oder in den wäſſerichten Feuchtigkeiten, oder im Unterleibe, oder in einer Schwäche zu ſuchen. Schwarze Flecken und Striche vor den Augen ſind zu Anfange

ein

ein sehr gewöhnlicher Zufall in der Gattung der Krankheit, die von zu starkem Antriebe des Bluts nach dem Kopfe entsteht. Hr. N. hat eine wassersüchtige Frau gesehen, die durch ein Purgiermittel, welches das Wasser plötzlich abführte, blind wurde. Auch nach unvorsichtig geheilten Geschwüren, und einem zurückgetriebenen Rheumatismus sah er Blindheit erfolgen. — Daß es einen krampfhaften schwarzen Staar giebt, ist unleugbar, aber wie er eigentlich entsteht, ist schwer zu erklären.

Daß die Beweglichkeit der Pupille beym schwarzen Staare wenigstens nicht immer ein gutes Zeichen ist, woraus sich ein glücklicher Erfolg hoffen läßt, beweist das Beyspiel zweyer Kranken, deren Pupille sehr beweglich war, und die dennoch ihr Gesicht nicht wieder erhielten, so mancherley Mittel sie auch brauchten. — Zwey Menschen, die durch einen zurückgetriebnen Rheumatismus plötzlich ihres Gesichts beraubt wurden, blieben, ungeachtet der kräftigsten Mittel, die sie brauchten, blind; also auch nicht immer heilbar ist die Krankheit, wenn sie plötzlich entsteht.

In Fällen, wo die Blindheit durch Queckſilber, das im Körper zurückgeblieben ist, zu entstehen scheint, braucht Hr. Quarin einen starken Aufguß

guß der radix enulae, und rohen Schwefel mit rohem Spiesglas vermischt, mit sehr gutem Erfolge. — Auch Hr. N. hat gesehen, daß Hr. Collin die Arnika mit gutem Erfolge gebraucht hat. — Könnte man nicht in Fällen, wo das Uebel von einem venerischen Knochenauswuchs in der Augenhöhle zu entstehen scheint, das von den Engländern in diesen Fällen so berühmte decoctum radicis mezeraei versuchen? — Ich habe blos des V. eigene Gedanken und Bemerkungen ausgezeichnet, und verweise im übrigen auf die Schrift selbst.

XVI.

De abscessibus hepatis Dissertatio inauguralis IOANNIS SAMVELIS LIEBERKÜHN, Herrnhaaga-Wetteraviensis. Lipsiae, 1776. 4.

Ein Paar merkwürdige Beobachtungen, ohne Zweifel des Präses der Disputation, des Hrn. Professors Johann Gottlob Haase. — Ein starker vierzigjähriger Mann beklagte sich seit einigen Monaten über ungewöhnliche Mattigkeit, öftere Uebelkeiten,

und

und hartnäckige Leibesverstopfung. Zu diesen Beschwerden gesellete sich nach einiger Zeit ein tauber unsteter Schmerz in der Herzgrube und unter den kurzen Ribben, der sich endlich unter den kurzen Ribben rechterseits festsetzte. Zu gleicher Zeit nahm die Entkräftung zu, der Unterleib ward gespannt, der Puls unruhig, die Gesichtsfarbe gelb, es war also nicht mehr zweifelhaft, daß der Kranke wirklich eine Entzündung in der Leber hatte.

Endlich erstreckte sich der Schmerz über den ganzen Unterleib, ward jedesmal sehr heftig, so oft sich der Kranke nach der rechten Seite beugte, und in der Gegend der Knorpel der dritten und vierten falsche Ribbe erschien eine rothe schmerzhafte Geschwulst, die nach dem Gebrauche erweichender Breyumschläge, deutlich schwapperte, und geöffnet wurde. Es flossen ungefähr acht Unzen Eyter aus; eben so viel gieng auch beym ersten Verbande ab.

Drey Wochen gab die Wunde täglich ungefähr sechs Unzen stinkendes und mit Blutstriefen vermischtes Eyter, das fast einer Auflösung der Substanz der Leber glich. Gleich nach der Eröffnung des Eytergeschwürs befand sich der Kranke besser, und schlief ruhig, und gegen Abend hatte er täglich ein geringes Eyterungsfieber. Man flößte beym Verbande

bande jedesmal Chinadekokt mit balſamiſchen Mitteln ins Geſchwür, gab innerlich China, und hielt den Leib offen. Während dem Verlaufe der Kur bekam der Kranke das dreytägige kalte Fieber, das aber nach einigen Anfällen durch bittere Mittel und Salze geſtillt wurde. Die Menge des Eyters verminderte ſich hierauf täglich, die Kräfte nahmen zu, und ſechs Wochen nach der Eröffnung des Geſchwürs erfolgte die Heilung ſo vollkommen, daß der Kranke, ein Träger, ſeine vorigen Geſchäfte wieder verrichtete.

Der zweite Fall. Eine Frau von vierzig Jahren, die ſeit drey Monaten öftere Uebelkeiten, eine gelbſüchtige Farbe über den ganzen Körper, und einen tauben Schmerz unter den kurzen Ribben der rechten Seite gehabt hatte, bekam endlich ein Fieber, welches ſie nöthigte das Bette zu hüten. Der V. fand die Kranke ſehr matt, und den Puls zwar hart und geſchwind, aber doch nicht in dem Grade, als er bey Entzündungen zu ſeyn pflegt. Eine harte Geſchwulſt in der Gegend der Leber zeigte indeſſen an, daß die Kranke eine Leberentzündung gehabt hatte, die bereits in Eyterung übergegangen war. Durch den Gebrauch erweichender Breyumſchläge ward die Geſchwulſt in kurzem dahin gebracht, daß ſie geöffnet werden konnte, aber der Ehemann der

Kran-

Kranken widersetzte sich der Operation. Man mußte es also bey dem fortgesetzten Gebrauche erweichender Breyumschläge bewenden lassen, und überließ übrigens die Kranke ihrem Schicksaal. Und dieses war ihr günstig. Das Geschwür brach von sich selbst auf, und heilte auch, nachdem vierzehn Tage lang Eyter ausgeflossen war, von sich selbst. Die Kranke erlangte eine vollkommene Gesundheit wieder.

XVII.

Dissertatio inauguralis medica, exhibens Observationes medico-practicas et Chirurgicas; Auctore IOANNE FRIDERICO WILHELMO NEU, Megapolitano. Gottingae, 1776. 4.

Die chirurgischen Wahrnehmungen sind folgende. — Ein sechzigjähriger Mann bekam von freyen Stücken ohne Schmerz und Fieber einen blauen Flecken an der grossen Zähe des rechten Fusses, der sich innerhalb vierzehn Tagen dergestalt ausbreitete, daß er den ganzen Fuß bis ans Schinnbein einnahm. Der Kranke war zugleich durch Alter und

Krank-

Krankheit sehr geschwächt. Man verordnete innerlich die China in Pulver zu sechs Quentchen täglich, und bähete den Schaden mit einer Abkochung von Raute und Kamillenblumen, wozu man Kalkwasser, und ein wenig Salmiakgeist gemischt hatte. In wenig Tagen blieb der Brand stehen, und die Kräfte nahmen zu. Aber unvermuthet entstand den dreyzehnten Tag ein starkes Fieber mit heftigen Schmerzen im Fusse, welches den V. nöthigte, eine Ader zu öffnen, statt der China kühlende Mittel zu verordnen, und den Fuß mit einem erweichenden Breye zu bedecken. Und nun fing der Fuß so ungewöhnlich stark zu schwitzen an, daß man den Verband alle vier Stunden abnehmen mußte, und jedesmal eine Menge Feuchtigkeit fand. Dabey verlohren sich die Schmerzen nebst dem Fieber; nach vierzehn Tagen ging man zum Gebrauch der China zurück, und diese stellte den Kranken vollkommen wieder her. (Ob eine Absonderung des Todten geschehen, und auf was Art sie geschehen, wird nicht gemeldet).

Ein junger Mensch hatte seit vielen Jahren ein Geschwür am innern Knöchel des rechten Fusses, das sehr breit war, fast bis an die Wade reichte, und mit verschiedenen Mitteln fruchtlos behandelt worden war. Der Kranke schien einigen Hang zur scorbutischen Verderbniß der Säfte zu haben. Als ihn der V. sahe, fand er ihn in einer Ohnmacht,

die eine starke Blutung aus dem Geschwür verursacht hatte. China innerlich, und Kalkwasser äusserlich gebraucht, heilten das Geschwür innerhalb 9 Wochen.

Ein Beinfraß am Vorderarm, der von freyen Stücken entstanden war, ward durch den Sublimat geheilt. Es waren zu gleicher Zeit fünf Geschwüre am schadhaften Arm, die der V. erweiterte, um den schadhaften Knochen hinreichend zu entdecken, und mit Höllenstein berühren zu können. — Ein Knabe von 9 Jahren, der seit seinem dritten Jahre einen Beinfraß am Backenbeine, und nahe am Gelenke des Oberarms mit dem Vorderarm, wie auch am Daumen der rechten Hand hatte, ward gleichfalls durch den Sublimat geheilet. Aeusserlich wurden die cariösen Stellen entblöst, mit Höllenstein berührt, und mit Schwamm verbunden. — Auch in einem dritten ähnlichen Falle ward der Sublimat mit glücklichem Erfolge gebraucht.

Ein zehn Jahr altes Geschwür am Schinnbeine, das nach einer übel behandelten Rose entstanden war, ward gleichfalls durch den Sublimat geheilt. — Einen schuppigen Ausschlag am Gesichte und an andern Theilen des Körpers hob der Schierlingsextract innerhalb 3 Monaten. Aeusserlich wurden die behafteten Theile oft mit venedischer Seife gewaschen.

XVIII.

XVIII.

Auserlesene Abhandlungen praktischen und chirurgischen Inhalts aus den philosophischen Transactionen und Sammlungen der Jahre 1744 bis 1750 gesammlet und übersetzt. Dritter Theil. Mit Kupfern. Lübeck und Leipzig, bey Donatius, 1776. 8. 374 Seiten.

Von der Einrichtung dieses Werks habe ich bey der Anzeige des ersten Theils bereits Nachricht gegeben; jetzt also nur ganz kurz das wichtigste vom Inhalte. Thomas Hope hat eine Geschwulst tief hinten in der Augenhöhle, die den Augapfel ganz zur Seite auf das Schlafbein druckte, glücklich ausgerottet. Merkwürdig war es, daß der Kranke sahe, obgleich der Augapfel ganz ausserhalb der Augenhöhle lag. Da nach der Operation der Augapfel unbeweglich liegen blieb, und sich nicht in seine Höhle zurück zog, druckte ihn der Verf. nach und nach vermittelst eines Instruments, das mit einer Schraube versehen war, in die Augenhöhle

zurück. Der Kranke erhielt nicht allein die Kraft, zu sehen, sondern auch den Augapfel zu bewegen, vollkommen wieder, nachdem durch die Geschwulst die Muskeln sowohl als der Sehenerve sieben Jahre widernatürlich ausgedehnt und verlängert gewesen waren.

Th. Acrey von einer Wunde der Hornhaut und Regenbogenhaut. Die Wunde spaltete den untern Rand der Pupille, veranlaßte eine lange hartnäckige Entzündung, vereinigte sich nicht wieder, und dennoch bewegte sich die Pupille. Der Kranke hatte gleichsam zwey Pupillen; das Gesicht litte dabey wenig.

R. Hassel. Einem Manne wurde ein Stück Holz in den innern Augenwinkel gestossen, welches nahe am Auge abbrach; so daß ein Stück drittehalb Zoll breit, und fast einen Viertelzoll dick in der Augenhöhle so tief stecken blieb, daß man es kaum fassen konnte. Ein Wundarzt zog es aus, und der Kranke erhielt das Gesicht und den Gebrauch der Augenmuskeln vollkommen wieder; doch war er eine Zeit lang gefährlich krank.

Freemann von einem Steine unter der Zunge (Fröschleingeschwulst). Er fiel von sich selbst aus, nach-

nachdem er die Frau lange beschweret hatte, und war einer Muskatennuß groß. Der Uebersetzer macht bey dieser Gelegenheit eine Anmerkung, die eine Anzeige verdient. Die Ursach, warum man dergleichen Steine vorzüglich im Whartonschen Speichelgange antrifft, ist, sagt er, der besondern Krümmung zuzuschreiben, die dieser Gang macht, kurz vorher, ehe er sich in den Mund öffnet, die von den Zergliederern noch nicht genau beschrieben ist. Es beugt sich nämlich dieser Gang, der von hinten und einwärts hervorkommt, kurz ehe er sich öffnet, wieder auswärts, so daß beyde an einander liegende Gänge folgende Gestalt)(haben. Diese Krümmung veranlaßt vielleicht einen Aufenthalt, eine langsamere Bewegung, die die Erzeugung eines Steins begünstigt.

Peters von einer Schußwunde. Das Gewehr war mit Schrote geladen; da aber der Thäter dem Verwundeten sehr nahe stand, ging die ganze Ladung, gleich einer Kugel, am Rande des linken Schulterblatts hinein, zwischen den zwey obern Rippen durch, und blieb vorn am Schlüsselbein unter der Haut liegen. Das Schlüsselbein und der Rand des Schulterblatts waren zerschmettert. Die Wunde ward wie gewöhnlich behandelt. Fieber, starke Eyterung, eyteriger Auswurf, hectisches

Fieber, Nachtschweisse, waren die Folgen dieser gefährlichen Verletzung. Nachdem er zwey Jahre viel Eyter ausgehustet und für schwindsüchtig gehalten worden war, ward er durch Milchdiät und Locatellis Balsam völlig geheilt.

Howell von einem Steine in der Harnröhre. Der Stein fiel, als der Kranke 25 Jahr alt war, aus der Blase in die Harnröhre. Der Kranke bekümmerte sich weiter nicht darum, da er keine Beschwerde davon empfand, verheyrathete sich, zeugte Kinder, und befand sich wohl. Nach acht Jahren ward er plötzlich von einer Verhaltung des Urins befallen. Als diese vier Tage gedauert hatte, entstand auf dem Rücken des männlichen Gliedes eine Oeffnung, aus welcher der Urin floß. Ein Paar Tage drauf schnitt der V. den Stein aus. Er wog drittehalb Unzen. Zwischen diesem grossen Steine und dem Anfange des Blasenhalses lagen noch beynahe 50 kleine Steine, die alle ausgenommen wurden. Die Oeffnung auf dem Rücken des männlichen Gliedes heilte gar bald; der gemachte Einschnitt aber verwandelte sich, zum Vortheil des Kranken, in eine Fistel, denn es gingen in der Folge verschiedene kleine Steine durch dieselbe ab.

Warner von einer Fleischgeschwulst in der Urinblase. Sie war von der Grösse eines Hühnereys,

eys, und hinderte den Abgang des Urins, der immer vermittelst des Catheters bewerkstelligt werden mußte. So oft die Frau stark druckte, ragte die Geschwulst stark aus dem Harngange hervor. Hr. W. unternahm folgende Operation. Er ließ die Frau zu einer Zeit, da die Blase mit Urin angefüllt war, stark pressen, gleichsam als wenn sie ihr Wasser lassen wollte. Dadurch wurde die Geschwulst dergestalt aus dem Harngange hervorgetrieben, daß er sie mit einer krummen Nadel fassen und einen Faden durchziehen konnte. Da er nun sich umsonst bemühete, sie vermittelst des Fadens ganz hervor zu ziehen, schnitt er den Harngang rechterseits bis an den Blasenhals auf. Dadurch erhielt er Raum genug, die Geschwulst ganz hervor zu ziehen, und einen Faden um ihre Grundfläche zu legen. Die ersten Tage empfand die Kranke heftige Schmerzen im Unterleibe, den sechsten Tag aber fiel die Geschwulst ab, und die Kranke befand sich wohl.

Middelton von einer Frau, in deren Bauchhöhle ein Kind sechszehn Jahre gelegen, und die während dieser Zeit vier lebendige Kinder gebohren hat. Sie starb zuletzt an einer Auszehrung. Das Kind war nicht faul, aber so verhärtet und verändert, daß das ganze einer knorpelartigen Masse glich, an der man weder eine gewisse Gestalt, noch

besondere Theile unterscheiden konnte. — Einer andern Frau ging ein in der Bauchhöhle liegendes Kind endlich durch ein Geschwür am Nabel ab.

Huxham von einem neugebohrnen Kinde, das eine Geschwulst am Hintern hatte, in welcher einige Theile, oder der Anfang einer andern Frucht befindlich waren. Die Geschwulst hing am heiligen Beine. Sie war ein häutiger Sack, in welchem man Wasser, Eyter, knorpelartige Gelenke, einen Körper, der dem Kopfe und Halse einer Frucht sehr gleich war, auch eine Spur von der Nachgeburt fand.

Le Cat vom trocknen Brande. Eine Frau von 65 Jahren bekam von freyen Stücken einen schwarzen Fleck an der Ferse mit grossen Schmerzen und Fieber. Nach einer Abführung verordnete ihr der V. eine schweißtreibende Ptisane, Krebs- und Vipernsuppe, und alle Abend einen Bolus von Theriak. Aeusserlich ward ein erweichender und würzhafter Umschlag und Storaxsalbe aufgelegt; und nach 9 Tagen fing der Brand an, sich abzusondern, und die Kranke ward geheilet. (Diese Heilart des Brandes durch Theriak kommt der neuern von Hrn. **Pott** vorgeschlagenen Methode, den Mohnsaft in diesem Brande zu brauchen, ziemlich nahe.

Ein

Ein anderer Kranker, der einen ähnlichen Brand an den Füssen hatte, und bereits fast in den letzten Zügen lag, brauchte dieselben Mittel mit einem unerwartet glücklichen Erfolge. Den dritten Tag schon zeigte sich ein Anfang von Eyterung, und den vierzehnten Tag schien der Kranke ganz ausser Gefahr zu seyn. Aber dieser fing nun an, die verordnete Diät nicht ferner zu beobachten, bekam daher einen Durchfall, der den Tod verursachte.

Ein sechs und sechzigjähriger Mann ward mit heftigen Schmerzen im rechten Fusse befallen, die den podagrischen glichen. Er fuhr demungeachtet nach seiner Gewohnheit fort, in morastigen Gegenden bey schlechter und kalter Witterung zu arbeiten, bis endlich die grosse Zähe am rechten Fusse schwarz ward. Der Brand breitete sich bald nicht allein über alle Zähen, sondern auch über den ganzen Fuß bis zu den Knöcheln aus. Als ihn der V. sahe, war der Fuß brandig, trocken, der Puls schwach und fieberhaft. Der Kranke litte entsetzliche Schmerzen, schlief des Nachts kaum ein Paar Stunden, war sehr abgezehrt, und sahe ganz gelb und erdfahl aus. Der andere Fuß war ödematös. Der V. verordnete die oben angezeigten Mittel, und zwar auch in diesem Falle mit so glücklichem Erfolge, daß sich sogleich den ersten Tag die Vereyterung anfing, und in kurzer

Zeit der ganze Fuß bis an die Knöchel absonderte. Nach geschehener Absonderung entstanden längst den Flechsen Eytergeschwüre und Eytergänge. Der V. hütete sich, sie der Länge nach aufzuschneiden; denn, sagt er, in einem zum Brande so geneigten Körper können starke Einschnitte leicht üble Folgen haben. Er wartete bis sich das Eyter in Säcke sammlete, und die Haut daselbst sehr dünne wurde, da er sie denn ohne allen Schmerz öffnete.

Einige von denen an diesem Brande geheilten Personen sind sehr alt worden; zum Beweise, daß die Wiederherstellung von Bestand ist. Der V. versichert, daß er durch diese Kurmethode alle die Kranken dieser Art wiederhergestellt hat, die die Verordnungen desselben in Ansehung der Diät und des Verhaltens genau befolgten.

Aylett von einem gespaltnen Rückgrat. Die Geschwulst war am untern Theile des Rückgrats, und hatte bey der Geburt eine Oeffnung bekommen, durch welche die darinnen enthaltne Feuchtigkeit ausgeflossen war, und nach der Geburt täglich ein Paar Unzen blutiges Wasser ausflossen. Das Kind war übrigens munter und stark, trank gut an der Brust, ließ aber keinen Tropfen Urin. Die untern Gliedmaassen waren nicht gelähmt. Den fünften Tag bekam es unvermuthet Zuckungen, die den

Tod

Tod verursachten. Bey der Zergliederung fand man ausser dem gewöhnlichen, daß die spitzigen Fortsätze der gespaltnen Wirbelbeine nicht getheilt waren, sondern daß der hintere Theil der Wirbelbeine gänzlich mangelte.

Aymand vom Winddorne. Er empfiehlt grosse Einschnitte: den Gebrauch des Trepans, um die Markröhre zu öffnen; die Amputation, wenn bey einem Winddorn des mittlern Theils eines cylindrischen Knochens, ohnerachtet nicht eben viel Eyter ausfließt, das nächste Gelenk ganz steif wird.

Von ebendemſ. Einer unverheyratheten, dem Ansehen nach starken und gesunden Frau, zerbrach der Arm in der Mitten, als sie mit den Händen die beyden Enden eines leinenen Bandes zusammen ziehen wollte. Die ungewöhnliche Zerbrechlichkeit des Knochen von einer so geringen Gewalt; verschiedne scorbutische Zufälle, mit denen die Kranke bereits seit zwey Jahren beschweret gewesen, und ein Paar hartnäckige cariöse Geschwüre an andern Theilen des Körpers liessen vermuthen, daß dieser Beinbruch mehr einer innern Ursache als der oben angezeigten Gewalt zuzuschreiben sey, und befürchten, daß derselbe nicht heilen würde; und dennoch heilte er innerhalb sechs Wochen so vollkommen, daß sich die Kranke des Arms so gut als vorher bedienen

nen konnte. Nach geschehener Heilung verordnete man der Kranken wegen des hartnäckigen und täglich sich vermehrenden Beinfrasses die Speichelkur, welche auch einen Anschein von Besserung bewirkte. Aber so bald dieselbe geendigt war, kamen alle alte Zufälle zurück, und an verschiednen neuen Stellen brach der Beinfraß aus. Man erregte also zum zweytenmale den Speichelfluß, und unterhielt ihn zehn Wochen. Während dieser Zeit verschwanden abermals alle Zufälle; aber nach derselben kehrten sie auch diesmal alle zurück. Endlich endigte ein heftiger Durchfall das Leben der Kranken.

Barde von einer Schwangern, deren Vorderarm zerbrochen wurde. Der Bruch heilte nicht eher als vier Wochen nach der Niederkunft.

Boyard von einem Bruche des Darmbeins. Der Bruch war ungefähr 3 Finger breit unter dem obern Rande dieses Knochens, und ging queer über den Knochen hin. Das Ende des obern abgebrochnen Theils war in die Bauchhöhle gedruckt. Um das eingedruckte Stück wieder heraus in seine vorige Richtung zu bringen, legte der V. eine Serviette um die falschen Ribben, ließ sie durch 2 Gehülfen fest zusammenziehen, und solchergestalt die Därme und Eingeweide in den untern Theil der Bauchhöhle drucken. Ein andrer Gehülfe druckte den Leib auf

der

der Gegenseite. Durch diese Handgriffe ward der Knochen eingerichtet. Die Heilung erfolgte innerhalb 6 Wochen. Während der ganzen Kur blieb die Serviette um die kurzen Ribben fest zusammengezogen liegen, um zu verhüten, daß sich der Knochen nicht wieder von neuen einwärts senkte.

Cameron erzählt eine merkwürdige Geschichte von einem Menschen der einen schweren Fall vom Pferde that. Er war gleich nach dem Falle nicht vermögend aufrecht zu stehn. Der Hodensack schwoll bald darnach dergestalt auf, daß er das männliche Glied ganz verbarg. Da der Kranke versicherte, daß dieser Theil nicht gequetscht worden sey, sondern daß das Pferd sich plötzlich gedrehet, und er in demselben Augenblicke einen unerträglichen Schmerz empfunden, wobey es ihm zu Muthe gewesen, als wenn er von einander gesprengt würde, konnte man nicht begreifen, woher diese Geschwulst des Hodensacks entstand. Da aber den folgenden Tag der Hodensack nicht allein noch weit dicker war, sondern auch der rechte Schenkel aufschwoll, in diesen geschwollenen Theilen deutlich eine Feuchtigkeit verspüret wurde, und der Kranke bis jetzt keinen Tropfen Urin gelassen hatte, glaubte man endlich, daß diese Geschwulst durch ausgetretnen Urin verursacht würde, und machte eine kleine Oeffnung in den

Ho-

Hodensack, aus welcher sogleich Urin floß, und die ganze Nacht zu fliessen fortfuhr. Den dritten Tag Abends bekam der Kranke den Schlucken, den Morgen drauf fieng er an zu phantasiren, und Mittags starb er. Man fand den Hodensack und die schwammichten Körper des männlichen Gliedes ganz brandig, beyde Schaamknochen so sehr von einander getrieben, daß zwischen beyden ein Abstand von vier Zollen war, und in der Urinblase oberhalb des Blasenhalses, gleich hinter der Zusammenfügung der Schaambeine einen Riß, der einen halben Zoll lang war. Vermuthlich war diese Verletzung dem heftigen Ruck zuzuschreiben, den der Körper des Kranken beym plötzlichen Herumdrehen und Seitensprunge des Pferdes erlitte. (Ich wundre mich mit dem Uebersetzer, daß man die Trennung der Schaambeine, bey einem so weiten Abstande von einander, nicht bey Lebzeiten des Kranken wenigstens nach erfolgter Verminderung der Geschwulst entdeckte).

Milnee von einem Menschen, dessen beyde Füsse gleich von der Geburt einwärts gekehrt waren. (Man nennt dergleichen varos et valgos). Er gieng auf dem äussern Rande seiner Füsse und Ferse, und behielt diese Unförmlichkeit bis er erwachsen war, da ihn seine Eltern das Schneiderhandwerk erlernen liessen. Er arbeitete bey seinem

Mei-

Meister, wie es bey den Schneidern gewöhnlich ist, immer mit über einander geschlagnen Füssen, und bemerkte nach einiger Zeit, daß sich seine Füsse von freyen Stücken herumdreheten, und zuletzt ganz in ihre natürliche Lage kamen. Er entlief endlich seinem Meister, und nahm Kriegsdienste; zum Beweiß, daß der Fehler seiner Füsse gänzlich verschwunden war.

(Ich halte diese Wahrnehmung für sehr merkwürdig und lehrreich. Man hat bisher geglaubt, daß dieser Fehler nur in der Jugend zu heben sey; dieser Fall beweist das Gegentheil. Man hat ihn bisher nur durch Bandagen und Maschinen zu heben gesucht; dieser Fall beweist, daß die Lage der Füsse vielleicht sehr viel zur Kur desselben beyträgt).

XIX.

XIX.

Betrachtungen über einige Gegenstände aus der Geburtshülfe, über die Erziehung der Kinder, und die Ursachen der verschiedenen Brüche bey neugebohrnen Kindern, von Petrus Camper. Aus dem Holländischen. Mit Kupfern. Erster Theil. Leipzig, bey Schneider, 1776. 8. 116 Seiten. Zweyter Theil. 80 Seiten.

Erste Abhandlung, vom Becken, Kinderkopfe und den übrigen Geburtstheilen. Niemand hat über diese Materie richtiger nachgedacht, als der berühmte Smellie zu London, und von Wind zu Mittelburg. Am merklichsten ist das Maaß des Abstandes des Steißbeins vom untersten Rande des Schaambeins verschieden. Diese Ungleichheit des Maaßes hängt theils davon ab, daß das Heilige- und Steißbein in einigen kurz und rückwärts ausgebogen ist; theils auch davon, daß bey einigen die Vereinigung der Schaambeine sehr tief herabläuft.

So

So bald man die Knorpel und Bänder, die die Schaambeine vereinigen, durchschneidet, geben sich diese Beine sogleich aus einander, und das Becken wird weiter. Eine Frau, die einen sehr festen Körper hatte, starb drey Tage nach der Geburt; man fand die Schaambeine beweglich. Es ist ausser Zweifel, daß die Schaambeine in schweren Geburten aus einander gehen und nachgeben: gemeiniglich aber erhalten sie ihre Festigkeit gar bald wieder.

Die Bänder des Heiligen- und Steißbeins halten das Becken so fest zusammen, daß sie in allen ersten Geburten sehr widerstehen. Die Ursach, daß ältere Personen zum erstenmale weit schwerer gebähren als jüngere, liegt zum Theil in der allzu grossen Festigkeit dieser Bänder; der Zufluß der schleimichten Feuchtigkeiten bey der Geburt scheint diese Bänder nach und nach zu erschlaffen. Zuweilen bleiben sie lange nach der Geburt schlaff, da dann sehr leicht ein Vorfall der Gebährmutter erfolgt.

Die Achse des Beckens durchschneidet die Linie der Schwere des ganzen Körpers beynahe rechtwinklicht. Wann also die Frau auf dem Rücken liegt, ist die Beckenachse senkrecht; steht die Frau, so ist diese Achse horizontal. Man siehet daraus, in welcher Richtung die Hand und alle Instrumente in die Gebährmutter gebracht werden müssen. Gleichfalls

erhellet daraus, daß das Kind, die Mutter mag liegen oder stehen, die Geburt nie durch seine eigne Schwere befördern könne. — Oft hat der V. bey Schwangern gefunden, daß die geraden Bauchmuskeln, durch die Ausdehnung des Leibes, um den Nabel zwey bis drey Finger breit, und weiter unten etwas weniger aus einander weichen, an der Schaam aber sich wieder vereinigen. Diese Bemerkung hat einigen Einfluß auf den Kaiserschnitt.

Je grösser die schwangere Gebährmutter wird, je mehr hängt sie vorwärts, und je höher steigt hinterwärts der Muttermund; die Gebährmutter liegt alsdann auf dem Heiligen- und Steißbeine mit ihrer Schwere. — Es trägt sich zuweilen zu, daß der Muttermund im siebenten Monate der Schwangerschaft offen ist, und bis zur Entbindung bleibt, so daß zuweilen die Häute durch denselben hervorragen. Man kann aber gar leicht merken, daß diese Oeffnung nicht eine bevorstehende Geburt verkündigt, denn der Rand der Oeffnung ist dick; auch bemerkt man keinen schleimigen Ausfluß.

In den meisten Fällen liegt das Kind von der Empfängniß an bis zur Geburt mit dem Kopfe herunterwärts gekehret. — Die Meynung von dem Umsturze des Kindes im siebenten Monate ist also ungegründet. — Bisweilen ist des Wassers in dem

Eye

Eye so viel, daß man das Geräusch und die Bewegung desselben sehr deutlich unterscheiden kann, wenn man eine Hand auf die eine Seite des Körpers legt, und auf der andern mit dem Finger gelinde anstoßt. Es ist also nicht immer ein so gar unverzeihlicher Fehler, wenn man zuweilen eine Schwangerschaft für eine Wassersucht ansieht.

Von der Einkeilung des Kopfs. Die schwerste ist, wo das Ohr vorliegt; denn in diesem Falle liegt allemal der grosse Durchmesser des Kopfs von fünftehalb Zoll in dem kleinen Durchmesser des Beckens von vier Zoll: auch ruhet hier jederzeit der Hinterkopf auf den Bändern des Heiligen- und Sitzbeines. — Bey einer jeden Einkeilung ist es schwer zu wissen, ob das Kind lebendig oder todt ist; und im Falle die Einkeilung nicht durch die Zange oder den Hebel gehoben werden kann, ist es folglich oft sehr zweifelhaft, ob die Durchbohrung des Kopfs oder der Kaiserschnitt zu wählen sey. Der V. hat in einem solchen Falle einmal das erste gewählt: ist aber doch im Ganzen zweifelhaft und unentschlossen. Wenn das Becken unfehlerhaft, die Einkeilung heftig ist, und lange gedauert hat, und der Hebel und die Zange nichts vermögen, scheint die Durchbohrung des Kopfs den Vorzug zu verdienen, denn wahrscheinlich ist das Kind todt: freylich nur wahrschein-

lich; aber ist denn beym Kaiserschnitte etwa mehr als Wahrscheinlichkeit? Der Beyspiele, wo er glücklich verrichtet worden ist, sind so wenig, daß sie kaum etwas mehr beweisen, als daß es nicht unmöglich ist, daß er mit glücklichem Erfolge gemacht wird.

Vom Roonhuysischen Hebel, und der Methode, ihn zu gebrauchen. Der Hebel des Bruyn, Boom, Titsing sind in der Breite und Länge zwar ein wenig unterschieden; demungeachtet ist doch jeder brauchbar und bequem. Der Boomsche scheint dem V. am bequemsten, und seine Biegung die schicklichste zu seyn, und dieser ist hier auf einer Kupfertafel abgebildet. Morand ließ ihn aus Elfenbein machen, um ihn recht glatt zu haben, aber er kann brechen, und die stählernen sind glatt genug. Der Fall, wo er eigentlich zu gebrauchen ist, ist der, wo der Kopf auf den Schaambeinen steht.

Man bringt ihn in die Scheide über des Kindes Vorderkopf, und bewegt ihn links oder rechts, bis er seitwärts über das Ohr neben dem Halse, und mit dem Ende auf den Kiefer und das Kinn des Kindes zu stehen kommt, und bringt, indem man das äussere Ende in die Höhe hebt, den Kopf von den Schaambeinen herab. Die Frau empfindet dabey keine Schmerzen, und die Entbindung geschieht gemeiniglich in 2 = 3 Minuten. Nur die Harnröhre lei=

leidet leicht durch den Druck des Hebels. Doch ist der unwillkührliche Abgang des Urins nicht immer allein dem Hebel zuzuschreiben, er ist oft die Folge der Einkeilung, und verliehrt sich mit der Zeit wieder. Auch die Zerreissung des Mittelfleisches ist, wenn der Handgriff unbehutsam gemacht wird, zu fürchten.

Die Smelliesche Zange kann nicht allein in dem Falle, wo der Hebel gebraucht wird, sondern auch wenn der Kopf ganz in die Queere mit den Ohren gegen das Schaambein zu liegt; wie auch wenn das Gesicht vorwärts gekehrt ist, und endlich wenn das Gesicht unten und der Hinterkopf über den Schaambeinen steht, gebraucht werden. Ich würde zu weitläuftig werden, wenn ich die Anlegung der Zange in diesen verschiednen Fällen nach des V. Vorschrift beschreiben wollte; ich muß also meine Leser auf die Schrift selbst verweisen. — Die gerade Smelliesche Zange hat die Beschwerlichkeit, daß ihr Schluß gemeiniglich stark auf das Mittelfleisch zu liegen kommt, und es leicht kneipt oder quetscht. Wenn der Kopf hoch im Becken auf den Schooßbeinen steht, und die Gebährmutter stark überhängt, ist die krumme Levretsche Zange zuweilen bequemer als die gerade.

Von dem Ausfallen der Gebährmutter. Nicht die runden Mutterbänder, sondern die Bänder des Heiligen- und Sitzbeins können, wenn sie

widernatürlich erschlafft sind, zu diesem Vorfalle Anlaß geben. Die gemeinen eyförmigen Mutterkränze erweitern die Theile, da, wo sie liegen, sehr, und verursachen, wenn ihre Oeffnung zu groß ist, leicht eine Einklemmung des Mutterhalses. Diese Einklemmung entsteht zuweilen auch, wenn die Oeffnung des Mutterkranzes nicht so gar groß ist. Der V. gedenkt eines Falles, wo der durch die Oeffnung des Mutterkranzes gedrungene Theil des Gebährmutterhalses sehr aufgeschwollen, und so groß als ein Hühnerey war.

Surets Mutterzäpfgen besteht aus einem Ringe, welcher auf drey schiefliegenden Stielen, die sich in einen einzigen endigen, ruhet. Am Ende dieses Stiels ist eine Kugel, die sich in einer Kapsel drehet. Smellie hat gesehen, daß der Gebährmuttermund auch in diesen Mutterzapfen gesunken, und zwischen seine Stiele gedrungen ist. Van der Haar hat beobachtet, daß die Gebährmutter neben dem Mutterzäpfgen durchsank und hervorfiel. Dies, sagt der V. kann man vielleicht verhindern, wenn man anfänglich ein Mutterzäpfgen mit einem grossen Ringe einlegt: oder aber, nach dem Vorschlage des V., ein Mutterzäpfgen braucht, das statt des gewöhnlichen Ringes oben einen flachen breiten Teller hat.

Im

Im zweyten Theile wird von der Erziehung der Kinder gehandelt. Diese Abhandlung ist vorzüglich für die Reichen bestimmt. — Zur Erzeugung eines gesunden Kindes trägt das mässige Leben des Vaters, und der gesunde Körper der Mutter sehr viel bey.

Von der Besorgung der neugebohrnen Kinder. Es kommt, wie leicht einzusehen ist, hier manches bekannte, schon oft gesagte vor: ich schränke mich daher nur auf einige besonders merkwürdige Regeln und Sätze ein. Die Kinder sollen in kaltem Wasser gebadet werden. Sie müssen sogleich nach der Geburt genau untersucht werden, ob sie an allen Stellen gehörig gebildet sind. Der V. hat zuweilen Oeffnungen in den Knochen der Hirnschaale gefunden; diese müssen sorgfältig bedeckt werden, damit sie nicht einen Hirnbruch veranlassen.

Die Haasenschaarte hindert das Saugen nicht, wenn der Gaumenknochen ganz ist. Zuweilen fehlt dieser fast gänzlich, und dann stirbt das Kind gemeiniglich bald. — Statt des Zäpfgens ist bisweilen nur eine Spalte in den hintern Theilen des Gaumen zu sehen; dieser Fehler hindert weder die Aussprache noch das Schlucken. — Die meisten neugebohrnen Kinder haben ein wenig krummgebogne Füsse und Schenkel; sie werden aber gemeiniglich nach und nach gerade.

Die Kinder müssen ja nicht fest eingewickelt werden. Der Kopf aber muß wegen der Fontanelle immer beschützt und bedeckt werden. Der Unterleib muß bedeckt und mässig zusammengehalten werden. Die Schnürleiber werden, wie gewöhnlich, verworfen: vornehmlich schaden sie, wenn sie zu lang und hart sind. Sie heben alsdann die Schultern in die Höhe, und drucken die grossen Gefässe in die Achselgrube.

Das Wiegen, wenn es mäßig und gelinde geschieht, dient dem Kinde zu einer heilsamen Bewegung, und beruhigt sein Gemüth. Das Weinen und Schreyen ist auf mancherley Art schädlich. — Das Sitzstühlgen mit einer Oeffnung ist schädlich, wenn die Kinder oft und lange drauf sitzen; der Mastdarm ist nicht unterstützt, und der Untertheil des Körpers beständig entblöst. — Die Wärterinnen sollen das Kind aus bekannten Gründen nicht immer auf einer Seite tragen. — Die Kinder dürfen nicht zu frühzeitig zum Gehen angehalten werden. Der Gebrauch des Gängelbandes ist schädlich; denn bey demselben ruhet die ganze Schwere des Körpers auf den Schlüsselbeinen.

Die Muttermilch ist die beste Nahrung für das Kind; und wenn diese mangelt, Ziegenmilch, oder ein dünner Brey von Zwieback. Obst hält der V. wegen der Säure für schädlich. Auch Kinder, die

be-

bereits entwöhnet sind, müssen Abends noch Milchspeisen genieſſen. Gebraten Fleisch ist zuträglich. Trockene Speisen machen den Körper groß und lang. Erdäpfel schaden. Die Kinder lieben alle den Wein; es ist daraus zu schlieſſen, daß er ein Getränk sey, welches der Natur nicht entgegen ist. Der V. erlaubt ihnen daher des Mittags ein wenig, wenn sie keine Milchspeisen genoſſen haben.

Durch Bewegung wird der Körper fest. Die Geschäfte der Seele hindern die Bewegungen des Körpers. Die öffentlichen Schulen sind dem Privatunterrichte vorzuziehen: denn Kinder sind in Gesellschaft anderer heiterer und aufgeräumt. Man muß vielmehr die Beurtheilungskraft, als das Gedächtniß, in der Jugend stärken. Vor dem siebenten Jahre darf das Kind nicht tanzen lernen, es sey denn, daß es einen sehr starken Körper habe. — Das sechste und siebente Jahr ist das bequemste zur Einimpfung der Blattern.

XX.

De neceſſitate et vtilitate, eam in fracturis et luxationibus complicatis oſſis portionem ſerra diſcindendi, quae alterius repoſitioni obnititur, Diſſertatio inauguralis CAROLI FRANCISCI BOURBIER. Argentorati, 1776. 4. 39 S.

Ein Knabe von acht Jahren zerbrach, indem er von einem Pferde fiel, den linken Schulterknochen nahe über dem Gelenke des Vorderarms. Das obere Stück des zerbrochnen Knochen hatte die Haut durchbohret, und ragte aus derſelben entblöſt hervor. Alle Verſuche, den Knochen einzurichten, waren, ob man gleich ſehr viel Gewalt brauchte, auch die Oeffnung in der Haut durch Einſchnitte erweiterte, fruchtlos. Man brachte deswegen den Kranken ins Hoſpital, wo man ſich faſt entſchloß, den Arm zu amputiren, jedoch zum Glücke des Kranken die Operation noch aufſchob. Den vierten Tag ſahe Hr. Bourbier den Kranken. Der Arm war durch Waſſergeſchwulſt und Entzündung bis zum Schulterblatte äuſſerſt geſchwollen, und einige Waſſerblaſen droheten den Brand; Es war alſo an die

Am-

Amputation gar nicht mehr zu denken. Auf Anrathen des Hrn. **Bourbier** sägte man den hervorragenden Knochen ab, und darauf ward der Bruch mit grosser Leichtigkeit reponirt. Alle üble Zufälle verschwanden sogleich, und nach drey Wochen erfolgte die Heilung. Der Arm war nicht verkürzt, und konnte so gut gebraucht werden, als vorher.

Der Fall, der in dieser Geschichte beschrieben wird, ereignet sich oft, und ist immer mit vielen Schwierigkeiten verbunden. Die durch die starke Verschiebung des Knochen verursachte Zerreissung und Durchbohrung der fleischichten Theile, und man kann hinzu setzen, die gewaltsamen und fruchtlosen Bemühungen, den Knochen einzurichten, erregen Schmerz und Entzündung in einem sehr hohen Grade: der Druck des verschobnen Knochen auf die fleischichten Theile hindert den Durchlauf der Säfte, und verursacht Geschwulst und Brand. Und diese Zufälle können nicht gehoben werden, so lange der Knochen nicht eingerichtet ist, dessen anhaltende Verrückung die Ursach dieser Zufälle ist. Der Kranke befindet sich also in einem sehr übeln Zirkel, aus dem ihn nichts zuverlässiger und geschwinder herausreissen kann, als die Amputation des hervorragenden Knochen. Sobald der Knochen abgesägt ist, läst sich der Bruch leicht einrichten; und sobald der Bruch eingerichtet ist, verschwinden Schmerz, Ent-

zün-

zündung, Geschwulst, und Gefahr des Brandes. Und dies bestätigt nun der eben erzählte Fall, und das Ansehen verschiedner grosser Wundärzte, die in gleichen Fällen, mit gleichem Erfolge auf gleiche Art gehandelt haben, und deren Wahrnehmungen der V. hier kurz erzählt.

Hr. Diebold ein Wundarzt zu Strasburg hat einen ähnlichen Fall beobachtet. Der Schulterknochen war nahe am untern Gelenke zerbrochen, und ragte zwey Zoll lang aus der Haut hervor. Nach vielen vergeblichen Versuchen ihn zu reponiren, ersuchte man Hrn. D. den Arm zu amputiren. Dieser aber erweiterte die Oeffnung der Haut durch einen Schnitt, sägte den hervorragenden Knochen ab, und richtete den Bruch mit grosser Leichtigkeit ein. Es war schon der zwölfte Tag nach geschehener Verletzung, als dies geschah, und der Brand zeigte sich bereits. Demungeachtet verlohren sich alle üble Zufälle gar bald, und die Heilung erfolgte innerhalb sechs Wochen. Aber es blieb eine Steifigkeit des Vorderarmgelenks zurück.

Am Ende widerlegt der V. einige Einwürfe, die man gegen seinen Vorschlag machen könnte. Ein Haupteinwurf betrift die zu befürchtende Verkürzung des Gliedes, wenn ein Stück Knochen abgesägt wird. Der V. aber beruft sich auf die Erfahrung; denn in den angezeigten Fällen bemerkte man

nicht

nicht die geringste Verkürzung. — Gemeiniglich giebt man die Regel; wenn bereits Entzündung und Geschwulst entstanden ist, soll man die Einrichtung nicht eher unternehmen, als bis diese Zufälle größtentheils gehoben sind. — Aber diese Zufälle sind die Folgen des Drucks des verruckten Knochen auf die fleischichten Theile, und können nicht gehoben werden, so lange ihre Ursach, die Verruckung des Knochen, anhält.

(Ich meines Theils urtheile über den Fall, von dem hier die Rede ist, und den Vorschlag des Hrn. **Bourbier**, auf folgende Art. Ich würde dem Rathe des Hrn. **Potts** folgen, und den Knochen nicht, als nur im höchsten Nothfalle, absägen. Eine Verkürzung des Gliedes ist immer zu fürchten; daß sie in einigen Fällen nicht erfolgt ist, beweist im Ganzen nichts. Eben so sehr ist auch ein unförmlicher Callus zu fürchten; denn zuverlässig, so wie eine üble Narbe erfolgt, wenn die Ränder einer Fleischwunde nicht genau an einander liegen, erfolgt auch ein unförmlicher Callus, wenn die zerbrochnen Knochenstücke sich nicht in allen Punkten genau berühren; und dies können sie nicht, wenn ein Stück abgesägt wird. Daß durch die Absägung des Knochen in den obigen Fällen die Einrichtung erleichtert ward, ist nicht zu leugnen; aber man hat auch zuweilen den Knochen abgesägt, ohne den geringsten Nutzen

davon

davon zu haben. Gemeiniglich hält die Haut den Knochen fest, und gemeiniglich schnürt sie sich desto fester um ihn zusammen, je stärker man das Glied ausdehnt. Diese muß also, wenn der erste Versuch den Knochen einzurichten nicht gelingt, durch einen Schnitt über und unter dem Knochen erweitert werden. Auf die Lage des Gliedes während der Ausdehnung kommt auch zuverlässig sehr viel an; und mit Recht erinnert Hr. **Pott**, daß dergleichen Brüche nie eingerichtet werden können, wenn das Glied während der Ausdehnung gerade ausgestrecket ist. Es ist die Frage, ob in den oben erzählten Fällen man auf diesen Umstand Rücksicht gehabt hat. Nur allein wenn diese Handgriffe nicht helfen, oder wenn bereits eine sehr heftige Entzündung da ist, die unmittelbar von dem hervorstehenden Knochen vorzüglich scheint verursacht zu werden, würde ich den Knochen absägen).

Auch bey Verrenkungen geschieht es zuweilen, daß zugleich ein Knochenbruch da ist, und der Knochen aus der zerrissnen Haut hervorragt. Auch hier soll man den Knochen absägen. (Der Fall ereignet sich am Fußgelenke vorzüglich häufig, Hr. **Pott** redet in seiner vortreflichen Abhandlung von den Brüchen weitläufig davon, und ist ganz gegenseitiger Meinung).

Kurz=

Kurzgefaßte Nachrichten.

Die Chirurgie für angehende Wundärzte, von D. Johann Heinrich Lange. Lüneburg, 1776. 8. 411 Seiten.

Der V. giebt angehenden Wundärzten mündlichen Unterricht in der Wundarzneykunst, und hat dies Buch zum Gebrauche seiner Zuhörer bey seinen Vorlesungen geschrieben. Die Absicht ist also löblich; indessen muß man sich wundern, daß unter der grossen Menge solcher Bücher, die bereits in verschiednem Format, und in verschiedner Grösse von fünf Bogen bis zu fünf Alphabeten, vorhanden sind, kein einziges war, was dem V. zu seiner Absicht dienen, und ihn der Mühe überheben konnte, sich selbst ein solches Buch zu schreiben. — Eine Stelle, die mir eben in die Augen fällt, will ich auszeichnen. Sie ist pag. 400. §. 9. befindlich, und lautet folgendergestalt: "Ich kann nicht umhin, ein zwar abergläubisches, aber doch aus mir unbekannten Ursachen, bey Kindern oft helfendes Mittel hier anzuführen. Man zieht nemlich das mit einem Bruche behaftete Kind durch eine junge gespaltene Eiche, welche von einander gehalten wird. Dies Mittel

ist

ist unter den Bauern sehr gewöhnlich, und hat nach meiner Bemerkung vielen Kindern geholfen."

Joseph Jacob Plenck, der Chirurgie Doktor, der Anatomie, Chirurgie und Geburtshülfe ordentlichen und öffentlichen Lehrers auf der Universität zu Tyrnau, **Lehrsätze der praktischen Wundarzneykunst.** Zum Gebrauch seiner Zuhörer. **Zweyter Theil.** Wien, bey Gräffer, 1776. 8. 178 Seiten.

Der gegenwärtige zweyte Theil dieses sehr bequemen Leitfadens zu akademischen Vorlesungen enthält die Lehre von **Ungestaltheiten** und **Knochenkrankheiten.** Vollständigkeit und Kürze scheinen der Hauptendzweck des V. zu seyn, und diesen hat er auf eine vorzügliche Art erreicht. Bey aller Kürze werden dennoch bey jeder Krankheit die vornehmsten Zeichen und Kurmittel angeführt: und nicht leicht giebt es eine Krankheit, von der dieses Buch dem Lehrer nicht Anlaß giebt zu sprechen.

Josephi Jacobi Plenck, Chirurgiae Doctoris et Professoris etc. Doctrina de *Morbis cutaneis*, qua hi morbi in suas Classes, genera et species rediguntur. Viennae, apud Gräffer, 1776. 8. 124 Seiten.

Auch

Auch bey diesem Buche hat der V. vorzüglich viel Fleiß auf Vollständigkeit und natürliche und bequeme Ordnung gewendet, so daß es einen sehr guten Leitfaden zu akademischen Vorlesungen abgiebt. Man übersiehet hier mit einem Blicke alle Hautkrankheiten in vierzehn Classen geordnet. Die erste Classe begreift die Flecken, (maculas): die zweyte die Eyterblattern, (pustulas): die dritte die Wasserblasen, (vesiculas): die vierte die Blasen, (bullas): die fünfte die Knoten, (papulas): die sechste die Rauden, (crustas): die siebente die Schuppen, (squamas): die achte die Schwülen, (callositates): die neunte die Hautgewächse, (excrescentias cutaneas): die zehnte die Hautgeschwüre, (ulcera cutanea): die eilfte die Hautwunden, (vulnera cutanea): die zwölfte die Hautinsekten: die dreyzehnte die Nagelkrankheiten: die vierzehnte die Haarkrankheiten. Von jeder Krankheit wird das wesentlichste zur Erkenntniß und Kur angezeigt.

Neue Bemerkungen und Erfahrungen zur Bereicherung der Wundarzneykunst und Arzneygelahrheit, von Johann Christian Antron Theden, Königl. Preussis. drittem Generalchirurgus, Regimentschirurgus des hochlöblichen Artilleriecorps, und Mitglied

der Römischkaiserlichen Akademie der Naturforscher. Erster Theil. Neue und verbesserte Auflage. Berlin und Stettin, bey Friedrich Nicolai, 1776. 8. 208 Seiten.

Ich zeige diese neue Auflage nicht wegen der Verbesserungen und Vermehrungen an, die auf dem Titel angesagt werden; denn sie ist weder verbessert noch vermehrt; sondern um meinen Lesern das ihnen gewiß sehr angenehme Versprechen des Hrn. Theden, nächstens einen zweyten Band voll Bemerkungen zu liefern, bekannt zu machen. Für diesen neuen Band spart er auch die Zusätze, die er anfänglich dem ersten zugedacht hatte.

Ernst Plattners Zusätze zu seines Vaters Einleitung in die Chirurgie. Mit Kupfern. Erster Theil. Leipzig, in der Dykischen Buchhandlung, 1776. 8. 278 Seiten.

Diese deutsche Ausgabe ist von der lateinischen, die ich bereits im 2. Band, 3. Stücke pag. 24 dieser Bibliothek ausführlich angezeigt habe, nicht wesentlich verschieden; in vielen Stellen nichts anders als eine Uebersetzung. In der Vorrede vertheidigt sich Hr. Pl. gegen einige Einwürfe, die

man

man ihm gemacht hatte, und wiederholt das Versprechen, das Werk gewiß fortzusetzen.

D. August Friedrich Pallas Chirurgie, oder Abhandlung von äusserlichen Krankheiten: worinnen vornehmlich auch die neuern Erfindungen in dieser Wissenschaft kurz vorgetragen werden. Nebst einem vollständigen Verzeichniß der chirurgischen Werkzeuge, wie auch einer Abbildung einiger noch nicht sehr bekannten Instrumente. Zum Gebrauche seiner Zuhörer. Zweyte, vielvermehrte und verbesserte Ausgabe. Berlin, bey Voß, 1776. 8. 420 Seiten.

Nach der Seitenzahl zu urtheilen ist diese Ausgabe wirklich ansehnlich vermehrt.

Bewährtes Mittel, den verborgenen und offenen Krebs aus dem Grunde zu heilen. Von **Wilhelm Reinhard le Febure, Baron von St. Ildephons,** D. M. P. Päbstl. und Kaiserl. Arzte, Mitglied verschiedener gelehrter Gesellschaften in Europa. Aus dem Französischen übersetzt von **Georg Adam**

Junker. Frankfurt und Leipzig, 1776. 8. 30 Seiten.

Das französische Original habe ich im 3. Bande 3. Stücke pag. 482 dieser Bibliothek bereits angezeigt. Ich höre noch von keinem Versuche, der mit dem in dieser Schrift empfohlnen Mittel in Deutschland gemacht worden ist. Dieser Uebersetzung ist beygefügt ein Verzeichniß der sämmtlichen Schriften des Hrn. le Febure, und die Nachricht, daß derselbe nächstens seine Sammlung von mehr als 800 Beobachtungen über die Wuth dem Drucke übergeben wird. Sie sind an verschiedenen Thieren angestellt, und haben zum Zwecke, die nächsten Ursachen dieser Krankheit, die Natur ihres Gifts, ihren Sitz, Fortgang, die Bewahrung dagegen, und ihre Heilung zu zeigen.

Kurzer Unterricht für die Hebammen, Schwangern und Wöchnerinnen auf dem Lande, von **Moritz Gerhard Thilenius**, der Arzneygelahrheit Doctor, Hochfreyherrl. Riedeselischen Geschlechtsmedicus, auch Stadt- und Landphysicus. Zweyte, stark vermehrte Auflage. Cassel, bey Cramer, 1775. 8. 200 Seiten.

Die-

Dieser faßliche und seinem Endzwecke gemässe Unterricht ist aus der ersten Ausgabe bereits bekannt, und in dieser zweyten ansehnlich verbessert worden. Nicht allein von natürlichen, sondern auch von widernatürlichen Geburten wird gehandelt. Auch die Schwangern und Kindbetterinnen erhalten Unterricht.

Joachim Friedrich Henkels, Med. et Chir. Doct. et Pract. Berol. etc. **Abhandlung der chirurgischen Operationen.** Achtes und letztes Stück. Von allen noch übrig gebliebenen chirurgischen Operationen. Berlin, bey Winters Witwe, 1776. 8. 200 S.

Mit diesem Stücke beschließt Hr. H. das ganze Werk. Er handelt in demselben vom Aderlassen, Schröpfen, künstlichen Geschwüren, und allerhand ähnlichen kleinern chirurgischen Operationen. Wenn ihm Gott Leben, Gesundheit und Zeit schenket, gedenkt er auch die Chirurgia medica auf gleiche Art abzuhandeln!!!

Bernardi Guerard, der Arzney- und Wundarzneygelahrheit Doctors, Stabschirurgi und Garnisonsmedici zu Düsseldorf, wie auch

der Zergliederungs- Wundarzney- und Hebammenkunst öffentlichen Lehrers daselbst, Anfangsgründe der Geburtshülfe, zum Gebrauche seiner Vorlesungen, und Vortheil aller Geheyratheten. Düsseldorf, bey Zehnpfennig, 1775. 300 Seiten.

Der V. ist Lehrer bey der Hebammenschule, die der Churfürst von der Pfalz zu Düsseldorf errichtet hat, und zum Behuf seiner daselbst zu haltenden Vorlesungen hat er dieses Buch geschrieben. Es ist in fünf Hauptstücke getheilt. Das erste enthält eine kurze anatomische Beschreibung der weiblichen Geburtstheile; das zweyte und vierte handelt von den Krankheiten, welche durch Schwangerschaft und Geburt können veranlaßt werden; das dritte von der Geburt; das fünfte von der nöthigen Pflege des neugebohrnen Kindes. Der V. thut nur einer sehr kleinen Anzahl Werkzeuge Erwähnung. Den Roonhuysischen Hebel hat er einigermaassen verbessert. Am Ende werden einige Recepte mitgetheilt.

Josephi Jacobi Plenck, Chirurgiae Doctoris, nec non Chirurgiae, Anatomes atque Artis Obstetriciae Professoris publici ordinarii in Vniuersitate Tyrnavienſi, *Primae lineae Anatomes.*

tomes. In vsum Praelectionum. Viennae, apud Gräffer, 1775. 8. 309 Seiten.

Auch für dieses bequeme Handbuch verdient der fleissige Hr. Prof. Pleinck Dank.

Nachricht.

Herr Lammersdorf, ein sehr erfahrner und verdienter Wundarzt in Hannover, hat ein Instrument zum Tabaksrauchklystier erfunden, welches auf der beystehenden Kupfertafel abgebildet ist. Es ist sehr bequem, nicht theuer, und thut gute Wirkung. Die Einrichtung dieses Instruments fällt beym ersten Anblicke so deutlich in die Augen, daß es überflüssig ist, es weitläuftig zu beschreiben. Der Schlauch und Körper des Instruments ist von Leder: die Pfanne für den Taback Fig. 2. von Kupfer. Fig. 3. ist das Ventil, welches die Luft und den Rauch hindert in die Pfanne zurück zu treten.

Krankengeschichte.

Herr Halle, ein sehr geübter und einsichtsvoller Wundarzt zu Gifhorn im Hannöverischen, hat mir folgende merkwürdige Wahrnehmung mitgetheilt. Die Anmerkungen, die derselbe diesem Falle beygefügt hat, zeigen von den vorzüglichen Einsich-

ten desselben; der enge Raum aber gestattet mir nur das hauptsächlichste auszuzeichnen. Da ich in der Folge diese Bibliothek gern mit dergleichen Krankengeschichten bereichern möchte, declarire ich bey dieser Gelegenheit, daß mir ein jeder Beytrag dieser Art sehr angenehm seyn wird; nur behalte ich mir das Recht vor, abzukürzen, wo es etwa nöthig seyn möchte.

Der Kranke, dessen Geschichte hier erzählt wird, wurde am 9 Jul. von einem andern mit einem glühenden Eisen, dessen vorderes Ende etwa die Dicke eines Pfeifenstiels hatte, am Halse verwundet. Er verlohr sogleich die Sprache, und sank zu Boden. Wenige Augenblicke darnach schwoll das Gesicht auf, und ward rothbraun, es erfolgte ein Würgen, und eine Neigung zum Erbrechen: endlich brach er etwa eine Tasse voll Blut aus, und fiel in Ohnmacht.

Acht Stunden nach geschehener Verletzung sahe ihn Hr. Halle. Das Angesicht war sehr geschwollen, er klagte über starke Beängstigung, schweren Othem, Schmerzen an der rechten Seite des Halses, (die Wunde war an der linken Seite) und sagte, es läge ihm in der Brust so schwer, als ein Bierfaß. Der Puls war hart, voll, geschwind, und die Stimme heiser. Da er seit der Verwundung nicht vermögend war, einen Tropfen Wasser nieder zu schlucken,

cken, vermuthete der V. geronnen Blut im Schlunde, und schob deswegen einen an Fischbein befestigten, und mit warmen Oele befeuchteten Schwamm in den Schlund, worauf auch sogleich eine grosse Menge Schleim und Blut ausgeworfen wurde. Der Kranke befand sich von der Zeit an sehr erleichtert, und konnte, wiewohl nicht ohne grosse Beschwerde und schmerzhafte Empfindung, ein wenig Wasser niederschlucken. Man ließ zu wiederholtenmalen zur Ader, und öffnete den Leib durch Klystiere. Die Nacht war schlaflos.

Am 10 Julius untersuchte man die Wunde. Sie war trocken, und mit einer schwarzen Eschara bedeckt, und befand sich an der linken Seite der Luftröhre, einen Zoll über dem Schlüsselbeine. Ihr Kanal ging queer und schräg hinterwärts, und — nach dem Schmerze an der rechten Seite des Halses zu urtheilen — auch aufwärts, woraus sich vermuthen ließ, daß die Luftröhre verletzt sey. Man hielt es jedoch nicht für rathsam, sie durch die Sonde genauer zu untersuchen, und begnügte sich damit, daß man ein wenig Hollunderblütenöl in die Wunde laufen ließ. Der Kranke empfand sogleich den Geschmack des Oels im Munde, und als er ein wenig hustete, drang die Luft mit vielem Geräusche aus der Wunde.

Den Nachmittag verbreitete sich die Windgeschwulst über die ganze Brust, bis in die Beugung des Vorderarms, die Beklemmung nahm zu, der Puls ward heftig; man öffnete deswegen eine Ader, und machte einen Einschnitt auf der Brust, um der im Zellengewebe befindlichen Luft einen Ausgang zu verschaffen: worauf sich die Windgeschwulst sehr verminderte. Der Kranke warf leicht aus, und schluckte ohne grosse Beschwerde.

Den 11 Julius hustete der Kranke vielen zähen Schleim aus, befand sich aber übrigens erträglich. Gegen Abend bemerkte man an der rechten Seite des Halses eine Ecchymosis. Des Nachts überfiel den Kranken plötzlich ein heftiger Blutsturz aus dem Munde, der aber gar bald von sich selbst aufhörte, und keine üble Folge hinterließ. Bald darauf fing ein Purgiermittel, das der Kranke den Tag vorher genommen hatte, an zu wirken, wonach sich der Kranke erleichtert befand.

Den 12 Julius war der Auswurf noch ein wenig blutig; der Kranke klagte, daß er Stiche in der linken Seite empfände, die sich bis in die Wunde erstreckten, und ihn hinderten auf dieser Seite zu liegen. Gegen neun Uhr entfärbte er sich plötzlich, fing an zu röcheln, und man fürchtete, daß er ersticken

sticken würde. Er erhohlte sich aber wieder. Die Wunde fing an zu eytern, und die Eschara sich abzusondern. Die Ecchymosis breitete sich auf der rechten Seite bis über die Mitte der Brust aus. Gegen Abend bekam er einen Fieberanfall mit Frost, und einen bräunlich schleimichten Stuhlgang.

Den 13 Julius gerieth er abermals plötzlich in Gefahr zu ersticken, und klagte, nachdem er sich wieder erhohlet hatte, über Lähmung und Taubheit des rechten Arms, welche sich aber nach einer halben Stunde wieder verlohr. Der Auswurf hörte auf, die Kräfte verminderten sich, der Puls fing an zu sinken, und die Brust röchelte stark. Gegen Mittag bekam er einen ausserordentlich heftigen Blutsturz aus dem Munde, und der Wunde, und bald hernach verschied er.

Bey der Zergliederung fand man folgendes. Die äussere Oeffnung der Wunde war, wie bereits oben gemeldet worden, an der linken Seite der Luftröhre, einen Zoll über dem Schlüsselbeine, gleich neben dem musculo sterno mastoideo, da, wo derselbe anfängt, sehnicht zu werden. Nachdem man die vordern Halsmuskeln abgelöset hatte, sahe man eine Oeffnung in der Luftröhre von $\frac{3}{4}$ Zoll im Umfange gleich unter dem Cartilago cricoidea. Das Ende der Wunde war an der innern Seite des rech-

ten

ten musculi sterno mustoidei: die Carotis war unverletzt, aber die iugularis interna dextra war ganz durchstochen; und dies war also die Quelle des tödlichen Blutsturzes, der sich bey anfangender Absonderung der Eschara ereignete. Die Luftröhre war ganz mit Blut angefüllt. Das glühende Eisen war durch und durch gegangen, denn an der rechten Seite der Luftröhre fand man eine ähnliche Oeffnung. Auch die Speiseröhre war ein wenig gestreift, doch nicht geöffnet.

Wäre das Instrument nicht glühend gewesen, so würde die tödliche Blutung sogleich erfolgt seyn, die die Brandborke bis zum fünften Tage verhinderte. — Vielleicht hätte man diese tödliche Blutung verhütet, wenn man an der rechten Seite des Halses einen Einschnitt, wozu der Schmerz und die Ecchymosis einige Anleitung gaben, gemacht hätte. Der nöthige Ausfluß des Eyters würde diese Oeffnung in der Folge doch nothwendig gemacht haben. Bey Entstehung dieser Blutung würde diese Oeffnung dem Blute einem Ausfluß nach auswärts geschaft, und dadurch vielleicht die Erstickung verhütet, oder wenigstens dem Wundarzte Gelegenheit gegeben haben, die Blutung durch einen Druck oder eine Unterbindung zu hemmen. Hr. H. rechtfertigt sich aber, und sagt; die Blutungen der innern Kehlader

sind

sind an sich gemeiniglich tödlich; so lange man den Gang der Wunde nicht kannte, oder eine nähere Anzeige zur Gegenöffnung bekam, war es bedenklich, diese Operation zu unternehmen; auch würde es sehr schwer gewesen seyn, die Oeffnung des Gefässes unter der Menge verbrannter Theile zu finden. — Die in andern Fällen nöthigen Einschnitte der Wunde selbst machte hier der Ort, an welchem die Wunde war, bedenklich. — Die Zufälle waren übrigens bey dieser Wunde so erträglich, daß man wohl allenfals glauben kann, daß dieser Kranke hätte können erhalten werden, wenn die innere Kehlader nicht verletzt gewesen wäre. — Daß die Schmerzen an der rechten Seite des Halses im Grunde der Wunde am heftigsten waren, kommt vermuthlich daher, daß das Eisen, ehe es dahin gelangte, einen merklichen Grad der Hitze bereits verlohren hatte, und die Theile im Grunde der Wunde nur entzündete, da es hingegen wegen stärkerer Hitze die Theile im Anfange der Wunde völlig tödtete.

Auszug
eines Schreibens an mich aus Wien.

Vorigen Winter ist von Hrn. Trenka ein Buch: de Tetano, herausgekommen, es enthält nichts eignes, und ist ganz compilirt, so wie sein Buch

von

von den kalten Fiebern. Auch kann er nicht wohl etwas eignes haben, denn er praktisirt gar nicht. Künftigen Herbst gedenkt er eine Abhandlung vom schwarzen Staare zu schreiben. — Ich habe den Arsenik nach Vorschrift des Hrn. le Febure dreymal beym Krebse gebrauchen sehen: einmal leistete er nicht das geringste, zweymal schien er die Gauche zu verbessern und den Fortgang der Krankheit zu verzögern. —— Die assa foetida ist auch hier nicht allein gegen den Beinfraß, sondern auch den Winddorn, mit dem vortrefflichsten Erfolge gebraucht worden. Mir sind einige ganz zuverlässige Fälle bekannt, wo diese Krankheiten durch dieses Mittel in kurzer Zeit gründlich geheilt wurden. —— Die Rowleysche Methode, hartnäckige Geschwüre an den Füssen mit Salpeter zu heilen, ist hier einigemal geglückt. —— Noch habe ich hier keinen Arzt angetroffen, der den Krebs durch den Schierling geheilt hat. — Die in Wien gepriesenen Kräfte der gratiola in venerischen Krankheiten sind erdichtet; ich habe sie sehr oft gebrauchen, und nie das geringste leisten sehen. Beym Tripper, wenn die Materie eyweisartig ist, hemmt sie den Ausfluß; aber das thut ein jedes Purgiermittel. — Die Universität wird von Tyrnau nach Offen verlegt.

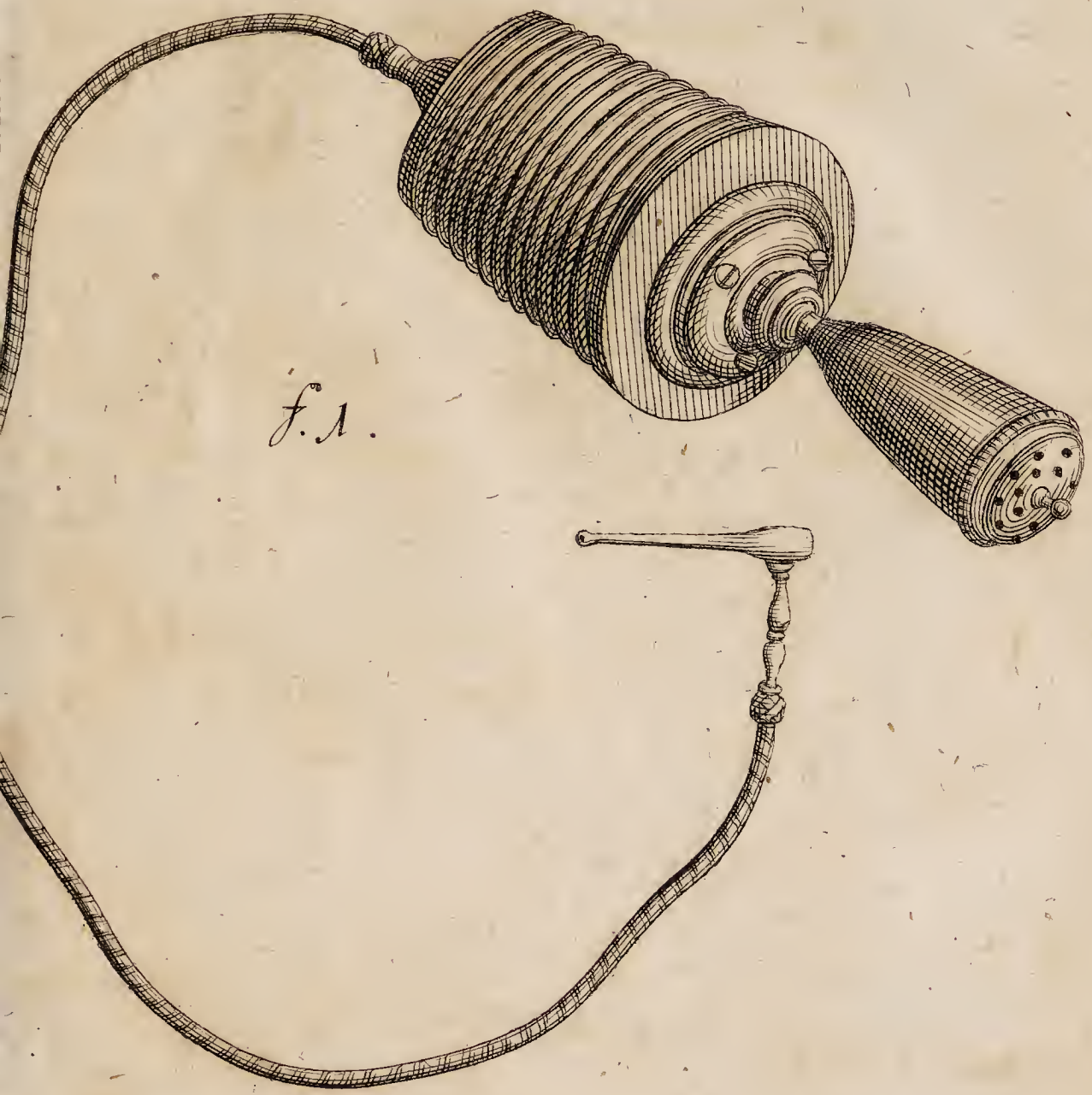
In=

Inhalt.

1. *Guattani* de Aneuriſmatibus Seite 199.
2. Collectanea Havnienſia, Vol. II. 225.
3. Memoires de l'Academie des ſciences, Année 1772. 239.
4. Journal de Medecine, Tome 44. 242.
5. Journal de Medecine, Tome 45. 247.
6. Brambilla von der Phlegmone 255.
7. Philoſophical Transactions, Vol. LXV. 285.
8. Nova Acta Vpſalienſia, Vol. I. 289.
9. Steins Hebammencatechiſmus 292.
10. La Pratique des Accouchements par le *Roy* 296.
11. Jungs Sendſchreiben an Hellmann 306.
12. Plenks Sammlungen. Neue Auflage 309.
13. *Richteri* Obſervationum chirurgicarum Faſciculus II. 312.
14. *Otto* de Erroribus in cura fracturarum oſſium frequenter commiſſis 322.

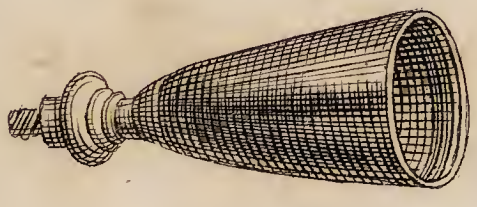
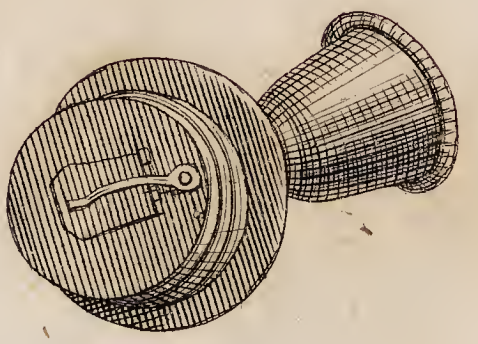
Inhalt.

15. *Nootnagel* de Amaurosi S. 334.
16. *Lieberkühn* de Abscessibus hepatis 337.
17. *Neu* Observationes medico-chirurgicae 340.
18. Auserlesene Abhandlungen aus den phil. Transactionen. Dritter Theil 343.
19. Camper über einige Gegenstände aus der Geburtshülfe 356.
20. *Bourbier* de fracturis ossium 366.
21. Nachrichten. 371.



f. 1.

f. 2.



f. 3.